

Chronik der
Volkskunde





Bericht zur 9. Jahresmitgliederversammlung des netzwerk mode textil e.V. mit Rahmenprogramm, von 25. bis 28. Mai 2017 in Berlin

Heuer bereits zum neunten Mal trafen sich die Mitglieder – und einige Gäste – des stetig wachsenden netzwerk mode textil zur Jahreshauptversammlung, die – wie inzwischen schon gewohnt – in ein dichtes Begleitprogramm eingebettet war. Und wie die Jahre zuvor bot dieser Rahmen ideale Möglichkeiten zum Netzwerken im besten Sinne: zu einem wechselseitigen Erfahrungs- und Informationsaustausch auf Augenhöhe. Die Mitglieder kommen aus unterschiedlichen Theorie- und Praxisbereichen, aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen (Kostümgeschichte, Fashiontheorie, Ethnologie etc.), aus Museen und Universitäten, aus dem angewandten Mode- und Textildesign, der Kostümfertigung, der Textilrestaurierung, aus Forschung, Lehre und Handwerk¹. Das zwanglose Kommunizieren fördern die gemeinsamen Mittag- und Abendessen, die mit den übrigen Programmpunkten als Angebote von den jährlich wechselnden Veranstaltungsteams organisiert werden. Diese Teams arbeiten – so wie der Vereinsvorstand – mit großem Engagement und vollkommen ehrenamtlich, also ohne Bezahlung, höchstens unter Einbindung in eine Institution, die dann auch als Örtlichkeit dienen kann. 2017 war der Veranstaltungsort das Museum Europäischer Kulturen MEK im Berliner Stadtteil Dahlem, das auch seine Infrastruktur zur Verfügung stellte. Die Organisation oblag zu einem großen Teil der freiberuflichen Textilwissenschaftlerin und Kuratorin Katrin Lindemann, der es gelungen war, ein Begleitprogramm auf die Beine zu stellen, das die vielen Facetten des netzwerk mode textil widerspiegelte und die diversen Interessenslagen abdeckte.

Das Treffen startete am Donnerstag, dem 25. Mai, mit einer Exkursion. Zur Wahl stand der Atelierbesuch bei dem für seine Kreationen aus Recyclingmaterialien bekannten Berliner Modekünstler Stephan Hann, der erhellende Einblicke in seine Arbeitsweisen und seine Materialsammlung gewährte, und ein Spaziergang mit Heike Stange, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Kulturamtes Berlin Steglitz-Zehlendorf,

1 Die stets aktuelle und gut gepflegte Website des netzwerk bietet Vielfältiges zum Thema „kulturwissenschaftliche Textil-, Kleider- und Modeforschung“ und enthält einen eigenen nur Mitgliedern zugänglichen Bereich mit vertiefenden und weiterführenden Infos: <https://www.netzwerk-mode-textil.de>

der durch das ehemals florierende Modezentrum rund um den Hausvogteiplatz führte. Als erstes textilverarbeitendes Unternehmen hatte sich hier 1836 „Gebrüder Manheimer“ angesiedelt, viele weitere folgten, unter anderem der Erfinder der Konfektionsware Hermann Gerson. Etliche Gebäude, die als Kaufhäuser und Produktionsstätten errichtet worden waren, sind noch zu sehen, dienen jetzt jedoch einem anderen Zweck. Denn die meisten der Unternehmer waren Juden, die ihre Betriebe unter dem NS-Regime schließen oder weit unter Wert verkaufen mussten und die bald darauf fliehen mussten oder ermordet wurden. Manche Betriebe existierten „arisiert“ bis in die DDR-Zeit weiter, konnten jedoch nie wieder ihre frühere Reputation und die Umsätze erreichen. Seit dem Jahr 2000 erinnert ein Denkmalkomplex, in den die U-Bahn-Station Hausvogteiplatz einbezogen ist, an das Schicksal der jüdischen Unternehmer und Unternehmerinnen und ihrer Angestellten in der Berliner Modebranche. 1994 drehte die Regisseurin Dora Heinze einen Dokumentarfilm über das Hausvogteiviertel, in dem unter anderem Überlebende und Nachfahr*innen zu Wort kommen. Am Abend des zweiten netzwerk-Tages wurde dieser Film in einer öffentlichen Vorführung gezeigt und in einer anschließenden Podiumsdiskussion mit der Regisseurin besprochen. Wer beim Stadtspaziergang dabei gewesen war, erhielt nicht nur eine Vertiefung und Ergänzung des am Vortag Gesehenen und Gehörten, sondern konnte anhand des Films die Veränderungen des Viertels von der Mitte der 1990er-Jahre bis in die Gegenwart weiterführend nachvollziehen und so mit Nachdruck erkennen, wie politische Umstände Auswirkungen auch auf Stadtlandschaften haben.

Der Morgen des zweiten Versammlungstags begann mit einer weiteren Exkursion. Die Teilnehmenden mussten sich zwischen drei möglichen Programmpunkten entscheiden: einem Besuch im Depot der Stiftung Deutsche Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen, um die Objekte der Marlene Dietrich Collection zu besichtigen, weiters einem Treffen mit Mitarbeiter*innen von Sourcebook, einer Plattform für Menschen, die in der Modebranche tätig sind und dort Unterstützung bei der Realisierung von Projekten und Kontakte finden. Drittens war die Besichtigung der Plisseemanufaktur Gießmann möglich, deren Hauptabnehmer Theaterproduktionen in ganz Deutschland sind. Die Inhaberin Sigrid Gießmann gewährte Einblicke in ihre Arbeit, indem sie die beiden Herstellungsarten Maschinenplissee und Formplissee anschaulich erläuterte: Sie zeigte den Plisseedampfschrank, die Plisseemaschine, die große Sammlung an handgefertigten Kartonschablonen, mit denen Stoffe in

vielfältigste fantastische Formen geknickt werden können, und sprach über Anwendungen des Plissee im Modedesign (Miyake Issey) und in der modernen Produktgestaltung (Filteranlagen, Airbags).

Der Nachmittag wurde im Vortragssaal des MEK in Dahlem verbracht. Nach der Begrüßung durch Leiterin Elisabeth Tietmeyer, eröffnete die Vorsitzende des netzwerk mode textil, Gundula Wolter, offiziell das netzwerk-Treffen. Michaela Breil vom Staatlichen Textil- und Industriemuseum TIM in Augsburg stellte den ersten Band des Vereinsjahrbuches „nmt 2017“² vor. Anschließend zeigte die Modemacherin Saena Chun ihren künstlerischen Kurzfilm „Kleider in Bewegung“, in dem einige Modelle vorkamen, die am Eingang zum Vortragssaal präsentiert waren.

Der Hauptprogrammpunkt des Nachmittags waren schließlich die Kurzvorträge des „Offenen Forums“, das netzwerk-Mitgliedern bei jeder Mitgliederversammlung die Möglichkeit bietet, ihre aktuellen Projekte vorzustellen³.

Den Auftakt bildeten die Ausführungen von Dorothee Haffner über die beeindruckende Sammlung von Stoffproben, Musterbüchern, Firmenarchivalien, Musterzeichnungen usw., die Wieland Poser aus Halle/Saale in den 1970er Jahren zu Dokumentationszwecken zusammengetragen hatte und die nun als Dauerleihgabe des Deutschen Technikmuseums an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin digitalisiert wird. Uta-Christiane Bergemann stellte ihr Forschungsprojekt zu einer Trachtenkollektion vor, die das Deutsche Textilmuseum Krefeld 1943 dem mutmaßlichen Bekannten von Hermann Göring und Maler Paul Prött abgekauft hatte. Der dritte Vortrag befasste sich mit „Visualisierungsstrategien von Coolness in der Literatur der Weimarer Republik“, wobei Catharina Rüß weit über die Literatur hinausging. Sie bezog Ikonen der Film- und Musikszene ebenso ein wie allgemeine zeitgebundene Vorstellungen von Effektkontrolle und Unabhängigkeit beginnend bei Edgar Allen Poe im 19. Jahrhundert, um eine der zentralen Kategorien des 20. und 21. Jahrhunderts (so ihre These) zu erfassen. Ihr Ökolabel „soome“ (gesprochen: so-mi) präsentierte anschließend Helga Behrmann. Sie verkauft Slow Fashion aus zertifizierten Stoffen mit transparenter Lieferkette, die in Mannheim und Berlin bei fairen Löhnen gefertigt

2 nmt 2017. netzwerk mode textil Jahrbuch, Augsburg 2017.

3 Ausführlichere Abstracts zu manchen Vorträgen unter: https://www.netzwerk-mode-textil.de/images/stories/JMV_2017/Berichte/Katharina_Tietze_-_Bericht_-_JMV_2017.pdf

wird. Die autodidakte Forscherin Bettina Levin, die bereits 2014 mit ihren Recherchen zur Perlbeutelherstellung im Erzgebirge beeindruckt hatte, stellte diesmal das Gorlnähen im Erzgebirge vor. Es ist dies die Herstellung von mit Seidenfäden überspannenen Schnüren in Heimarbeit mit Verlagssystem an eigenen Maschinen zur Verzierung von Krügen, Borten und sonstigen Kleidungssteilen, deren Höhepunkt zwischen 1860 und 1895 lag. Mit den „Textilzirkeln“ der DDR beschäftigte sich der Vortrag von Sarah Wassermann, Mitarbeiterin am entsprechenden Forschungsprojekt, das die rund 180 textilen Objekte des MEK, die in derartigen Zirkeln der staatlich organisierten Freizeitbeschäftigung gefertigt worden waren, zum Ausgang genommen hatte; einige dieser Zirkel existieren heute noch und wurden in das Projekt eingebunden. Im Anschluss sprach Katalin Nagy über die erste vollständige und nach neuestem Stand vorgenommene wissenschaftliche Erfassung der europaweit größten Sammlung präkolumbianischer Textilien, die im Ethnologischen Museum Berlin aufbewahrt wird. Sie steht als digitaler Band kostenlos zur Verfügung.⁴ Die Ergebnisse von drei Projekten, die aus einer Kooperation der Design Hochschule Berlin und des Instituto Superior de Diseño in Havanna hervorgegangen waren, zeigte Josephine Barbe in kurzen Filmdokus. Anschließend referierte ich selbst über die Tresterer Kostüme des Volkskundemuseums und ihre Bedeutung für die Neukonstruktion und Erforschung dieses Salzburger Faschingsbrauchs. Im vorletzten Referat stellten Elke Gaugele und Barbara Schrödl das Austrian Center for Fashion Research vor, das interuniversitäre kunst- und kulturwissenschaftliche Basismodeforschung betreibt. Abschließend machte Friederike von Wedel-Parlow Werbung für den Fair Fashion Guide⁵ des Beneficial Design Institute, der Interviews, Einkaufstipps, Literaturempfehlungen und Informationen rund um sozial und ökologisch vertretbare Mode bietet.

Wie schon in den vorangegangenen Jahren blieb auch heuer wieder leider viel zu wenig Zeit für die Auseinandersetzung mit den einzelnen Beiträgen. Als einem der wichtigsten Programmpunkte des netzwerk-Treffens sollte dem Offenen Forum deutlich mehr Raum gegeben werden. Auch eine thematische Reihung der einzelnen Beiträge wäre hilfreich, um eine so große Menge an verschiedenen Themen mit höchst anregenden und faktenreichen Inhalten besser aufnehmen zu können.

4 <http://digitalcommons.unl.edu/zeabook/52/>

5 <http://fairfashionguide.de>

Der Vormittag des dritten netzwerk-Tages war der klassischen Vereinssitzung mit Budgetplanung, Vorstandsneuwahl etc. gewidmet. Der Nachmittag brachte eine Führung von Kuratorin Dagmar Neuland-Kitzerow durch das MEK, dessen Dauerausstellung sich mit Zugehörigkeiten und Identitäten in Europa beschäftigt und dabei Einblicke in seine große, spannende Sammlung gibt. Die beiden Sonderausstellungen befassten sich ganz aktuell mit Krieg und Vertreibung: Im immens beeindruckenden Projekt „daHEIM: Einsichten in flüchtige Leben“ gestalteten Geflüchtete aus verschiedenen Ländern die Museumräume in einer sehr persönlichen Weise künstlerisch und ließen so ihre Flucht und ihr derzeitiges Leben in Berlin öffentlich sichtbar werden. Die berührende Ausstellung „1000 Tücher gegen das Vergessen“ zeigte Stofftaschentücher, die unter der Leitung der Künstlerin Anna S. Brägger von Frauen aus dem ehemaligen Jugoslawien in Erinnerung an getötete Familienmitglieder und Freunde bestickt worden waren.

Zusätzlich gab es Gelegenheit an einer Führung durch das Museum für Asiatische Kunst teilzunehmen, das sich gerade auf seinen Umzug ins neu geschaffene Humboldtforum des Berliner Schlosses vorbereitete.

Ein weiterer Höhepunkt des Tagesprogramms war die Präsentation eines Wandteppichs, der 1667 im Auftrag von Anna Bump in der Region Dithmarschen anlässlich des 150. Jahrestages der Reformation nach flämischen und niederländischen Vorbildern gewirkt wurde. Die netzwerk-Mitglieder konnten exklusiv den famosen Bildteppich in der Restaurierwerkstatt des MEK besichtigen, wo er zur Festigung und Reinigung lagerte, bevor er in einer Sonderausstellung zum 500. Jahrestag der Reformation öffentlich zugänglich gemacht werden sollte⁶. Die Wirkerei offenbart die Alltagswelt der Stifterin und zugleich die damalige theologische Weltansicht.

Am letzten Versammlungstag besichtigten die Teilnehmerinnen das FabLab Berlin, eines von 1200 FabLabs weltweit (auch Maker Space genannt). Es handelt sich dabei um eine offene Hightech-Werkstatt, wo neueste Werkzeuge wie 3D-Drucker, Laserfräsen, Plotter, Lasercutter etc. neben Arbeits- und Notebookplätzen für alle (nach einer Einschulung) zur Verfügung stehen. Das zugehörige „Textillabor“ war vor diesem Hintergrund unerwartet enttäuschend: Zwei Strickmaschinen aus den 1970er Jahren stehen bereit – eine mit Lochkartensystem zu bedienen,

6 Sonderausstellung „Anna webt Reformation. Ein Bildteppich und seine Geschichten“, 14.7.2017 – 28.1.2018, Museum Europäischer Kulturen, Berlin.

die andere immerhin an ein Notebook angeschlossen –, und ein einfacher Handwebstuhl. Im Vergleich mit den gegenwärtigen Produktionsmöglichkeiten in der Textilbranche oder dem Einsatz von intelligenten Fasern und sonstigen Hightech-Textilien wirkte das Labor nahezu mittelalterlich. Dies zeigte wieder einmal, dass der Bereich der Textilien und Mode im Großen und Ganzen viel zu wenig ernstgenommen und in seiner Bedeutung und Verflechtung mit anderen Feldern viel zu wenig beachtet wird. Dies zu ändern, ist eines der Ziele des netzwerk mode textil. Hervorstechend war die Aussage eines Mitglieds des FabLab-Staff: Das Beste am FabLab sei nicht die Demokratisierung der Technologie, sondern die Möglichkeit, andere Leute zu treffen, Ideen auszutauschen und Unterstützung zu finden.

Die nächste Jahresversammlung des netzwerk mode textil findet im Mai 2018 am Deutschen Textilmuseum in Krefeld statt.

Kathrin Pallestrang

Bericht über das 50. Internationale Symposium Keramikforschung „Keramik zwischen Produktion, praktischem Gebrauch, Werbung, Propaganda und Mission“ in Innsbruck, 24.–29. September 2017

Das jährlich an unterschiedlichen Orten im deutschsprachigen Raum stattfindende *Internationale Symposium Keramikforschung* diskutierte vom 24. bis zum 29. September 2017 Fragen zu keramischen Themen von der Urgeschichte bis in die Gegenwart. WissenschaftlerInnen und HeimatforscherInnen, KeramikerInnen und SammlerInnen tagten eine Woche lang in Innsbruck, wo der fächerübergreifende Austausch vom Institut für Archäologien der Universität Innsbruck gemeinsam mit dem Arbeitskreis für Keramikforschung in Innsbruck veranstaltet wurde. Das Programm bot Fachvorträge, Diskussionen und Museumsbesuche sowie Exkursionen. Die Anwesenheit eines großen Fachkreises (92 TeilnehmerInnen aus elf Nationen) hatte unterschiedliche Veranstaltungen zum Thema Keramik in seiner Vielfalt in Innsbruck initiiert. Organisiert vom Verein zur Förderung Historischer Handwerkstechniken und der Wirtschaftskammer Tirol, fanden im Rahmen von *Keramischen Tagen* Begleitveranstaltungen mit kunstkeramischem Schwerpunkt, ein Keramik-Markt

und ein Kinder-Erlebnisprojekt statt.¹ Schwerpunktthema der Vorträge war *Keramik zwischen Produktion, praktischem Gebrauch, Werbung, Propaganda und Mission*, inhaltlich war eine Fokussierung auf frühere und aktuelle (kultur)historische Forschungen in jenem geographischen Raum gewünscht, in dem die Ursprünge des Arbeitskreises zu verorten sind, vor allem in Österreich, Bayern und den angrenzenden Gebieten.

Das 50. Internationale Symposium eröffnete der Rektor der Universität Innsbruck, *Tilman Märk*. Ihm dankte *Marion Roehmer* (Hage) im Namen des Vorstands des Arbeitskreises Keramikforschung, betonte die Diversität des Teilnehmerkreises und hieß alle VertreterInnen aus der Forschung bis hin zur „Sammlerseele“ willkommen. Dieses Tagungsformat sei außergewöhnlich und mache diese jährlich stattfindende Veranstaltung so attraktiv. *Harald Stadler*, Leiter des Fachbereichs Mittelalter- und Neuzeitarchäologie an der Universität Innsbruck, hob das Forschungsprojekt zur Pustertaler Keramik hervor, zu dem im Verlauf des Symposiums der Katalog vorgestellt wurde.² Zu Beginn erinnerten *Hermann Steininger* (Perchtoldsdorf) und *Irmgard Endres* (Regensburg) an die ersten Zusammenkünfte des Arbeitskreises Keramikforschung auf einer Berghütte in St. Justina in Osttirol. Der Besitzer Paul Stieber, Leiter des Deutschen Hafner-Archivs München, lud bis zu seinem Tod im Jahre 1975 alljährlich Fachleute für Keramik aus der BRD, Österreich und den Oststaaten ein. Daraus entwickelte sich ein vielfältiges Netz aus freundschaftlichen Kontakten und fachlichen Verbindungen. Eine Plakette, die von der Goldschmiedin Anna Helm, Tochter von Paul Stieber, entworfen wurde, soll in Zukunft das Symposium begleiten und vom jeweiligen Organisator getragen werden.

Im ersten Fachvortrag sprach *Bärbel Kerckhoff-Hader* (Bamberg) über *Keramik 4.0*, die vierte industrielle Revolution, in der neue Technologien, z. B. aus der Mikroelektronik, die Keramikherstellung prägen. Abseits handwerklicher Techniken entstehen mittels 3D-Drucker innovative Formen von Kunstkeramik, die in neue Präsentations- und Marktformate eingebettet sind.

Der erste thematische Block umfasste fächerübergreifend Referate zum Thema Tonpfeifen. Eine Tonpfeife ist eine gute Datierungshilfe

1 https://www.uibk.ac.at/archaeologien/aktuelles/keramiksymposium/50_keramik.html (Aufruf am 12. 12. 2017).

2 <https://www.uibk.ac.at/archaeologien/aktuelles/keramiksymposium/vorlaeufiges-programm-50.-keramiksymposium.pdf> (Aufruf am 12. 12. 2017).

für die Neuzeitarchäologie, durch die sich Begleitfunde besser einordnen lassen. Als Bildquelle gibt sie Auskunft über Gebrauch, Innovation und Konsumverhalten. *Gerald Volker Grimm* (Bonn) erklärte die niederländischen Rauchtensilien des 16. und 17. Jahrhunderts anhand des Gemäldes von Nicolas Tournier. *Andreas Heege* (Zug), *Kerstin Lehmann* (Düsseldorf) und *Anatolij A. Poluljach* (Moskau) referierten ebenfalls zum Thema Tonpfeifen. In den weiter vorgestellten Forschungen über Geschirrkernik werden verstärkt archäometrische Analysen herangezogen, wie *Detlef Wilke* (Wennigsen) und *Hans-Georg Stephan* (Göttingen) anhand ihrer Projekte zeigten. *Karla Bianca Roşca* (Hermannstadt/Sibiu) stellte Waren aus der Steingutmanufaktur Batiz vor, die zwischen 1805 und 1865 Geschirrkernik herstellte.

Die Abendveranstaltung bildete eine Ausstellungseröffnung mit dem Titel *Kernik Kunst – Dialog zwischen Tradition und Moderne* im Kreuzgang des Tiroler Volkskunstmuseums. Unter Anwesenheit der KünstlerInnen wurden die kernischen Werkstücke der internationalen Kerniksymposien in Gmunden und Innsbruck 2017 präsentiert.

Der zweite Tag startete mit Museumsbesuchen. Im Kacheldepot des Volkskunstmuseums erklärte *Erich Moser*, Landesinnungsmeister der Hafner, Platten- und Fliesenleger und Kerniker Tirol, die Bedeutung der musealen Model für die Rekonstruktion von historischen Öfen in Kooperation mit dem Verein zur Förderung historischer Handwerkstechniken. Eine Ausstellung im Foyer der Wirtschaftskammer zeigte innovative Möglichkeiten für den Einsatz von Kernik im Alltag – in Industrie, Bauwirtschaft, Medizin und Wissenschaft. Den Bereich Kunst zierte der Figurenofen die *Heiße Henriette*. Er wurde nach dem Vorbild des barocken Figurenofens Ofenbäuerin im Volkskundemuseum Wien in vollplastischer Gestalt von Myriam Urtz frei aufgebaut und mit dem Knowhow des Kernikers Matthias Schawerda gebrannt.

Geschirr-, Ofen- und Baukernik fungieren auch als Bildträger für Propaganda, Werbung und Mission. *Marcin Majewski* (Stettin/Szczecin) berichtete über wappenverzierte Steinzeuggefäße als heraldische Propaganda im 16. Jahrhundert. *Frauke Witte* (Haderslev) mutmaßt Missionierungsabsichten hinter den Beschriftungen auf den bekannten Fischschüsseln. *Lutz Weynans* (Kempten) berichtete über Malereien und Ritzdekore auf niederrheinischer Irdenware, der sog. Pottbäckerkernik. Nachdem die Dekore verarmt waren, wurde niederrheinische Irdenware zum Werkzeug der NS-Propaganda. *Patrick Schlarb* (Frankfurt a. Main) stellte Markenzeichen auf Steinzeugflaschen für böhmisches und deutsches

Heilwasser vor. Der Wiener Kaufmann F. Pelikan nützte die Möglichkeit eines Aufdrucks als Werbung für seine Cur-Anstalt. *Silvia Glaser* (Nürnberg) zeigte Porzellane aus der Zeit des Ersten Weltkriegs aus dem Bestand des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Die Kriegsporzellane tragen Bildnisse von Regenten und Befehlshabern, Kriegsgeschützen und das Eiserne Kreuz und ihre Produktion endet im Jahre 1917. Im Abendvortrag präsentierte *Andreas Heege* sein zweibändiges Werk über die Hafnerfamilie Herrmann aus Langnau im Schweizer Emmental. Sie prägte über drei Jahrhunderte hinweg die Langnauer Keramikstile.

Die Referate am nächsten Tag widmeten sich dem Thema Kachelöfen und Ofenkachel und umfassten sowohl Grabungsberichte als auch neue Forschungsergebnisse zu mittelalterlichen Kacheln. *Brigitte Meles* (Basel) sprach über Zürcher Kachelöfen im 18. Jahrhundert. Dank wirtschaftlichem Wohlstand konnten sich die Bürger mit hellfarbigen Turmöfen passend zu den neuen hellen Wohnräumen einrichten. *Harald Rosmanitz* (Würzburg) erklärte Sinn und Zweck von Kartierungen in der Kachelforschung. Anhand der Datenbank FurnArch³ und Literaturhinweisen erstellt er Karten mit Ortsangaben von Funden.

Einen zeitlichen Rahmen wies der Block zu Kacheln der Reformationszeit auf. Die von der Reformation ausgelösten Veränderungen wirkten bis in den Wohnbereich hinein, und der Kachelofen wurde im Zuge von Renaissance, Humanismus und Reformation zu einem Bildträger, der Aussage über Bildung, Rang und Religion des Hausinhabers gibt. Unterschiedliche ReferentInnen stellten Reformationskacheln vor und erklärten, wie sich die reformatorische Bildsprache auf Geschirr und Kacheln niederschlug. *Alice Kaltenberger* (Wien) berichtete von einem Konvolut Reformationskacheln im oberösterreichischen Landesmuseum in Linz. Es sind Relikte eines Ofens unbekannter Herkunft aus dem Gebiet um Grieskirchen, einer Region des frühen Protestantismus in Oberösterreich. Die Kachelserien stellen das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, die zehn Gebote und die sieben freien Künste dar. Kaltenberger konnte Parallelen zu den Motiven des berühmten Grafenegger Reformationsofens ziehen, der im Krieg zerstört worden ist und von dem sich nur noch Fotos und Berichte erhalten haben. *Claudia Peschel-Wacha* (Wien)

3 *FurnArch* versteht sich als bundesländerübergreifende Datenbank zur Erfassung mittelalterlicher und neuzeitlicher Bestände reliefierter Ofenkeramiken in Süddeutschland und den Anrainerregionen. <http://furnologia.de/furnarch/>

stellte eine grün glasierte Kachel mit dem Porträt Martin Luthers vor. Aufgrund der Gestaltung der Rückseite, speziell der Zarge mit Montagelöchern, ist fraglich, ob es sich um ein Original aus dem 16. Jahrhundert handelt. Die Referentin gab einen Einblick in die Biografie des Sammlers Alfred Walcher Ritter von Moltheim, der diese Reformationskachel 1909 dem Volkskundemuseum Wien geschenkt hat.

Einen wichtigen Teil des Symposiums nahmen die Forschungsergebnisse zum Pustertaler Hafnergeschirr ein. *Harald Stadler* (Innsbruck) präsentierte die Publikation über *Hafnergeschirr aus dem Pustertal. Formen und Dekore des 18. bis 20. Jahrhunderts*. Es referierten die AutorInnen *Andreas Oberhofer*, *Hubert Steiner* und *Dieter Thaler* über Archivalien aus dem Stadtarchiv Bruneck, über die Versorgung der Bevölkerung mit einfacher lokaler Hafnerware durch Hausierer und über Märkte sowie über die lange Gebrauchsdauer und vielfältigen Einsatzformen keramischer Gefäße durch BewohnerInnen eines Bergbauernhofs. Die Erforschung der Pustertaler Keramik in den Depots verschiedener Museen wurde von *Dorothea von Miller* (Bruneck) durchgeführt und *Alexa Untersulzner* (Direktorin des Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde in Dietersheim bei Bruneck) dankte den beteiligten Partnerinstitutionen. Das Volkskundemuseum Wien ist mit 29 Objekten in der Publikation vertreten. Es handelt sich um sog. Krapfenteller, Knödelschüsseln, Hafner, Sierl- oder Tuttlkrüge und Honigkrüge aus dem Sammlungsbestand Keramik, die in den Online-Sammlungen auf der Website des Volkskundemuseum Wien veröffentlicht sind.

Die Ausstellung *Krapfenteller und Knödelschüssel. Hafnergeschirr aus dem Pustertal im Südtiroler Landesmuseum* war der erste Besichtigungsort im Rahmen der Exkursion am folgenden Tag. Das Pustertal war wegen der lokalen Lehmvorkommen bedeutend für die Tiroler Geschirrhafnerei. Mit der Einrichtung einer Töpferwerkstatt und den Produktionsschritten eines Tellers wird der handwerkliche Herstellungsprozess von Keramikgeschirr anschaulich erklärt. In der nachgebauten Küche zeigt man anhand der Herstellung des wichtigsten regionalen Gerichts, dem Krapfen, die Entwicklungsstufen eines Herdes von der offenen Feuerstelle zum Sparherd.

Der Nachmittag war der Hafnerei Höfer-Troger-Steger in Abfaltersbach, Osttirol, gewidmet, die von 1654 bis 1989 in Betrieb war. Ergebnisse des neuzeitarchäologischen Forschungsprojekts sind in der Publikation von Konrad Spindler und Harald Stadler mit dem Titel *Das alte Hafnerhandwerk im Lande Tirol* (1990) festgehalten. Die Zukunft des

Gebäudes samt erhaltener Schlämmecken und einer eigenen Glasurmühle ist derzeit ungewiss.

Der letzte Tag des Symposiums startete mit Vorträgen zur Keramikproduktion. *Gregor Döhner* (Berlin) und *Lutz Grunwald* (Mayen) berichteten über die bruchlos belegbare Keramikproduktion in Mayen. *Martin Rogier* (Meßkirch) referierte über Campus Galli, ein modernes Unternehmen zur Nachbildung des frühmittelalterlichen Klosters St. Gallen. Die Rekonstruktionen bieten einerseits Forschungsfelder für die experimentelle Archäologie, das Fehlen von zeitbezogenen wissenschaftlichen Quellen wirft andererseits ethno-archäologische Fragen auf. Der keramische Werkstoff spielt auch in der Alchemie, der Metallverarbeitung und der Glasproduktion eine wichtige Rolle. *Eva Cichy* (Olpe) und *Wolfram Essling-Wintzer* (Münster) sehen eine Verbindung zwischen den frühen Funden bleiglasierter Irdenware im Hochsauerland und dem zeitgleichen örtlichen Abbau von Bleiglanz. *Marius Kröner* (Bamberg) gab einen Überblick über das Fundmaterial an technischer Keramik aus 40 Grabungen in Nürnberg. Sie wurden überwiegend von den buntmetallverarbeitenden Handwerkern in der Stadt hergestellt. Nach den neuesten Recherchen von *Herbert Böhmer* (Haselbach) sollen auch die sogenannten Ipser (Schmelztiegel aus Graphitton) von Schwarzhafnern und Tiegelherstellern in Obernzell gemacht worden sein. *Jonathan Frey* (Zürich) beschrieb einen frühmittelalterlichen Glasofen samt Glasschmelzgefäße vom Münsterhof in Zürich, in dem Glasperlen in verschiedenen Farben geschmolzen wurden. *Hans-Georg Stephan* und *Detlef Wilke* berichteten in ihrem Referat über mittelalterliche Glasschmelzöfen aus dem Weserbergland. Die Glaser erzeugten ihre Glasschmelzöfen aus feinsandigen Glashafnertonen selbst.

Biografische Forschungen aus dem 20. Jahrhundert rundeten das Tagungsprogramm am letzten Tag ab. *Eva Blanc* (Neulussheim) stellte den Kaufmann Johannes Eisele vor. Er schuf aus einem Einzelhandelsgeschäft in Ludwigshafen einen Großhandel und veredelte einfaches Porzellan in einer Glas- und Porzellanmalerei. 1931 gründete Eisele zusammen mit zwei Konkurrenzunternehmen die Ton- und Steinzeugwerke in Coswig, wo Keramik im Stil von Bunzlau hergestellt wurde. *Gerald Könecke* (Moringen-Grossenrode) zeigte Werke der weniger bekannten jüdischen Keramikerinnen, die Deutschland und Österreich in den 1930er Jahren aus ideologischen Gründen verlassen mussten. Einige wanderten nach Israel aus und gelten als Gründerinnen der modernen israelischen Keramikunst. Den Tag beendete ein Vortrag von

Volker Ellwanger (Lenzkirch) mit dem Titel *Bontjes und Ungewiss. Die Geschichte über die Kombattantenschaft eines Künstlers und eines Industriellen*. Der Referent ehrte damit seinen Lehrer, den Kunstkeramiker Jan Bontjes van Beek, der erfolgreich als Designer in der Werkstätte Ungewiss arbeitete.

Die Publikation der Beiträge erfolgt in einem eigenen Tagungsband. Die nächstjährige Tagung wird zwischen 17. und 21. September 2018 im Astra Museum in Hermannstadt (Sibiu) in Rumänien stattfinden.

Claudia Peschel-Wacha

Bericht über den Workshop „Zusammenarbeit(en). Praktiken der Koordination, Kooperation und Repräsentation in kollaborativen Prozessen“. Ein gemeinsamer Workshop des Collegium Helveticum und des Instituts für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (Populäre Kulturen) der Universität Zürich, 5.–6. Oktober 2017

Das seit 2016 von Thomas Hengartner geleitete Collegium Helveticum, eine Einrichtung der Universität Zürich, der ETH Zürich und der Zürcher Hochschule der Künste, versteht sich als Laboratorium für Transdisziplinarität und ist damit beauftragt, den Dialog zwischen den Geistes- und Sozialwissenschaften, den Natur- und Ingenieurwissenschaften, den medizinischen Wissenschaften sowie den Künsten zu fördern. In diesem Sinne veranstaltete es im Oktober 2017 gemeinsam mit dem Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich den Workshop „Zusammenarbeit(en)“. Dieser stand unter dem Diktum „Wie werden Formen der Zusammenarbeit ausgehandelt, organisiert und repräsentiert?“

Eingeladen waren sowohl Beiträge, die ihre Arbeitsformen und Erfahrungen in inter- und transdisziplinären Kollaborationen reflektieren als auch solche, die sich mit der Erforschung von Formen der Kollaboration beschäftigen. Es konnte eine stattliche Anzahl an Referent_innen aus sehr verschiedenen Wissenschafts-, Kunst- und Praxisfeldern gewonnen werden. Der Workshop war in fünf Panels mit jeweils zwei bis drei Vorträgen gegliedert, daneben gab es zwei Keynotes und ein Begleitprogramm, das in den Mittagspausen stattfand. Nach jedem Beitrag gab

es Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch und zur Diskussion, die rege genutzt wurde. Der Workshop war offen für Zuhörer_innen und die interessierte Öffentlichkeit.

Bernhard Tschofen (Zürich) eröffnete den Workshop und übergab dann an die beiden Organisatoren *Stefan Groth* (Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft) und *Christian Ritter* (Collegium Helveticum). In ihrer Einführung konstatierten Groth und Ritter, dass Kollaborationen zumeist von ihren Ergebnissen her gedacht und die Strukturen und Bedingungen, unter denen sich diese konstituieren, nicht thematisiert würden. Ziel der Veranstaltung sei es deshalb, die Prozesshaftigkeit und die Aushandlungen in inter- und transdisziplinären Kollaborationen in den Blick zu nehmen.

Im ersten Vortrag *Autonomie und Zusammenarbeit: Zur zeitlichen Dimensionierung kollaborativer Fotografie- und Stadtforschung* thematisierten *Cécile Cuny* (Hamburg), *Alexa Färber* (Hamburg) und *Sonja Preissing* (München) die in Teamforschungen häufig anzutreffende Ambivalenz zwischen dem Anspruch zusammenzuarbeiten und individuellen Autonomiebestrebungen der einzelnen Akteur_innen. Anhand ihres kollaborativen Fotografie- und Stadtforschungsprojekts *Researching a City*, in dem sie als Fotografin, Interviewerin und ethnografisch orientierte Stadtforscherin beteiligt waren, zeigten sie, wie diesem Bias produktiv begegnet werden kann, wenn dem Autonomiebestreben in zeitlicher Hinsicht Raum gegeben wird: Das Forscherinnenteam plädierte für eine Verdopplung von Zeit, die hergestellt werden könne, wenn Teilprojekte zeitgleich abliefen, und eine darauf beruhende Ausdehnung von Zeit.

Auch im darauffolgenden Vortrag *Tandemforschung im Foto-Archiv – Ein Bericht aus dem interdisziplinären BMBF-Projekt „Foto-Objekte“* ging es um die Frage nach konkreten Aushandlungen im Forschungsprozess. *Franka Schneider* (Berlin) erläuterte, wie ein interdisziplinäres Team (bestehend aus Vertreter_innen der Ethnologie, Kunstgeschichte, Archäologie) gemeinsam Foto-Bestände aus drei Archiven bearbeitet. In diesem noch laufenden Forschungsprojekt ist die Zusammenarbeit bewusst offen gehalten und explorativ angelegt. Sie folgt einem komparativen Ansatz und basiert lediglich auf einer gemeinsamen Fragestellung. Ein über die gemeinsame Arbeit am Fotomaterial hinausgehendes Projektziel ist die Reflexion der Differenz der beteiligten Fachdisziplinen und Institutionen. Zudem führte Franka vor, in welcher Weise das Projekt den zu untersuchenden Artefakten eine eigene Agency zuspricht, die für den Erkenntnisgewinn produktiv gemacht wird.

Flavia Caviezel (Basel) fokussierte in ihrem Beitrag *Form der Zusammenarbeit: Ökologisch. Erfahrungen transdisziplinärer Kollaborationen im Forschungsprojekt Times of Waste* auf die Frage, in welcher Weise der Forschungsgegenstand/die Forschungsinhalte unterschiedliche Formen der Zusammenarbeit zwischen dem interdisziplinären Forscher_innenteam und externen Projektpartner_innen erforderlich machen. Sie berichtete über die Erfahrung bei der Konzeption und Umsetzung der Ausstellung *Times of Waste – Was übrig bleibt* (Basel 2017). In diesem Kontext und dazu angesiedelten Publikationen wurden die Teams eng auf den jeweils behandelten Forschungsinhalt abgestimmt.

Ausgangspunkt des nächsten Beitrags *Das Sezieren einer Kollaboration: Die Zusammenarbeit verschiedener Akteure am digitalen Beteiligungsprojekt „Finding Places“* war ein von der HafenCity Universität Hamburg im Jahr 2016 durchgeführtes Beteiligungsprojekt, das darauf abzielt, städtische Flächen für den Bau von Flüchtlingsunterkünften in Hamburg zu suchen. *Nina Hälker* (Hamburg) diskutierte die diesem Projekt zugrundeliegenden Strukturen – insbesondere hinsichtlich der Frage, inwiefern das gemeinsam von Bürger_innen und Vertreter_innen der städtischen Verwaltung entwickelte Beteiligungskonzept eine transparente Informationsvermittlung und den Abbau von Wissenshierarchien ermöglicht, aber auch zugleich neue Aus- und Einschlüsse produziert habe.

In ihrem Beitrag *Mogelpackung „Wissenschafts-Kollaboration“*. Oder: *Wie man kooperiert ohne zu kooperieren. Erfahrungen aus der deutsch-chinesischen Forschungszusammenarbeit* stellte *Tina Paul* (Chemnitz) ihr Dissertationsprojekt vor, das in einem deutsch-chinesischen naturwissenschaftlich-technischen Kontext angesiedelt ist. In den von ihr untersuchten Kooperationsprojekten konnte sie vielfältige Strategien der Nicht-Kooperation auffinden, mittels derer die vorgebliche Wissenschafts-Kollaborationen unterwandert und dennoch Zusammenarbeit gegenüber den Förderinstitutionen simuliert werden kann. Paul wies darauf hin, dass – insbesondere in Projekten, die eine hohe ökonomische Verwertbarkeit versprechen – Kooperation von den Kooperationspartnern eher als Risiko, denn als Chance verstanden werde.

Nach diesem eher desillusionierenden Blick auf Kollaborationsprojekte folgten *Judith Laisters* (Graz) Ausführungen zur *Zusammenarbeit als Übersetzungskunst. Ein Werkstatt-Bericht zur Forschung in partizipativen Kunstprojekten*. Laister untersuchte Fallbeispiele partizipativer Kunstpraxis im Kontext stadträumlicher Transformationsprozesse und lotete verschiedene Momente der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und

Kunst aus. Dabei differenzierte sie drei unterschiedliche Beziehungsmodi: Erstens die *Objektivierung* von Kunst durch die Wissenschaft, die die Kunst als Forschungsgegenstand konstituiert; zweitens die Imagination der Kunst als etwas Ähnliches, aber Anderes durch die Wissenschaft (*Projektion*) und drittens die strategische *Zusammenarbeit* als eine Annäherung der Felder. Beim letzten Beziehungsmodus, so Laister, kommt Bildern als Instrument der visuellen Übersetzung eine bedeutende Rolle zu.

Der nächste Beitrag *Points of views – Eine Museumskooperation zwischen Uganda und der Schweiz* richtete den Blick auf ein neues Kerngebiet der Museumsarbeit: Die Zusammenarbeit von Museen auf internationaler Ebene. Für ethnologische Museen hat die Zusammenarbeit mit Akteur_innen aus den Herkunftsregionen ihrer Sammlungen eine besondere Bedeutung. Über eine solche Kollaboration zwischen dem Völkerkundemuseum Zürich, dem Uganda National Museum und dem Igongo Culatural Institute (West-Uganda) berichtete *Jaqueline Grigo* (Zürich). Die drei Institutionen planen eine gemeinsam kuratierte Ausstellung zum Thema „Milchkultur in Uganda und in der Schweiz“. Dieser kollaborative Prozess wurde von Grigo mit Blick auf strukturelle Bedingungen, Machtverteilungen und Aushandlungsprozesse sowie im Kontext postkolonialer Theorien reflektiert.

Aus einer künstlerischen Perspektive stellte *Johannes M. Hedinger* (Köln und Zürich) das multidisziplinäre, partizipative Kulturprojekt BLOCH vor. Dieses greift einen lokalen Schweizer Brauch auf, bei dem ein fünf Meter langer Fichtenstamm („Bloch“) durchs Appenzellerland gezogen wird. Das Künstlerduo Com&Com erweitert diesen begrenzten Radius und bereist mit dem Bloch alle fünf Kontinente. An den besuchten Orten lädt es lokale Künstler_innen ein, den Bloch als Bühne für Aktionen und künstlerische Produktionen, zu verschiedensten Formen der partizipativen Zusammenarbeit, zu nutzen.

Zum Abschluss des ersten Workshop-Tags hielt *Klaus Schönberger* (Klagenfurt) eine Keynote, in der er Anstrengungen zur Begriffsarbeit unternahm und diese anhand von zahlreichen Beispielen aus von ihm geleiteten transdisziplinären Forschungsprojekten erläuterte. In seinem Beitrag *Von der Kooperation zur Ko-Produktion. Über die Herausforderung des „Trans“ in gemeinsamen Forschungsprojekten von Kunst und Ethnografie* benannte Schönberger zunächst Fallstricke in transdisziplinären Projekten, die den unterschiedlichen Arbeits- und Produktionslogiken der jeweiligen epistemischen Systeme geschuldet sind. Darauf skizzierte er das Naheverhältnis von künstlerischer und ethnografischer Forschung.

Er konturierte, in welcher Weise sich die beiden Verfahren ergänzen können und zeigte, wie in einer nicht nur additiv angelegten Form der Zusammenarbeit, der Ko-Produktion, die jeweiligen epistemischen Grenzen überschritten und erweitert werden können.

Jörg Niewöhner (Berlin) nahm hierzu am darauffolgenden Tag in der zweiten Keynote *Ko-laboration als disziplinäre Forschung* eine konträre Position ein. Er wendete sich gegen einen allgegenwärtigen „Kollaborationsimperativ“ und auf Formen der Zusammenarbeit, die nach Synthese und Integration suchten und damit das Risiko ins sich bergen würden, dass Projektpartner_innen zu „Kollaborateuren“ würden. Mit seiner Begriffssetzung der Ko-laboration plädiert Niewöhner für eine Schärfung der disziplinären Perspektiven, die durch die In-Wert-Setzung von Differenzen erreicht werden könne. Das Aushalten von epistemischer Differenz, so Niewöhner, erweitere anthropologische Reflexionspraktiken und trage im Falle einer gelungenen Ko-laboration zum disziplinären Erkenntnisgewinn bei.

Der nächste Beitrag *Transdisziplinäre Realexperimente im Kooperationsnetzwerk zur Sanierung des Gängeviertels* widmete sich einem Hamburger Stadtentwicklungsprojekt. Ausgehend von seiner Doppelrolle als Stadtplaner und Aktivist stellte Michael Ziehl (Hamburg) zwei Realexperimente vor, die er im Rahmen seines am Graduiertenkolleg *Performing citizenship* angesiedelten Dissertationsprojektes organisiert und beforscht hat. In diesen in partizipativen Stadtentwicklungsprojekten und in der Transformationsforschung angewendeten Experimenten kommen verschiedene Interessenvertreter_innen etwa aus Verwaltung, Forschung und Bürger_inneninitiativen zusammen, um gemeinsam an Problemlösungen zu arbeiten. Ziehl kommt zum Fazit, dass sogenannte weiche Faktoren (wie gegenseitige Wertschätzung, Vertrauen, Kompromissbereitschaft, das Diskutieren auf Augenhöhe) relevante Voraussetzungen bei der Aushandlung von Interessensgegensätzen darstellen.

Auch der darauffolgende Beitrag *Perform Citizenship?! Performative Praxis als kollaborative Forschung* ist im Rahmen des Graduiertenkollegs *Performing citizenship* angesiedelt. Die Kulturwissenschaftlerin und Dramaturgin Maike Gunsilius (Hamburg) gab Einblick in das künstlerisch-wissenschaftliche Forschungsprojekt *Die Schule der Mädchen*. In diesem untersucht sie auf der Grundlage verschiedener performativer Verfahren gemeinsam mit Hamburger Schülerinnen Artikulationen von Bürgerinnen der postmigrantischen Gesellschaft. Gunsilius erläuterte in ihrem Vortrag, wie sich künstlerische und pädagogische Ansprüche in einem

disparaten Praxisfeld von Akteurinnen mit unterschiedlichen kulturellen, sozialen und generationellen Hintergründen zwar reiben, aber auch in der gemeinsamen performativen Praxis produktiv aushandeln lassen.

Im nächsten Beitrag *Schweizer Stiftung zur generationenübergreifenden Kulturförderung durch die Zivilgesellschaft – Vorstellungen und Praktiken des „gemeinschaftlichen“ Kultur-Förderns* stellte Theres Inauen (Basel) die 2015 gegründete Schweizer Stiftung ERBPROZENT KULTUR vor, eine Initiative, der man beitreten kann, wenn man ein so genanntes Erbversprechen abgibt, um die Stiftungstätigkeit zu unterstützen. Inauen, selbst Fördermitglied, erforscht die Organisation in ihrem Dissertationsprojekt aus der Innenperspektive. Sie beschrieb in ihrem Vortrag die diversen Aushandlungsprozesse in der Aufbauphase und thematisierte insbesondere die Frage, in welcher Weise spezifische Fördermodelle nicht nur spezifische Förderakteur_innen motivieren, sondern auch die Vorstellungen darüber formen, was unter „Kultur“ verstanden wird und welche Werte ihr zugeschrieben werden.

Um *Wissenskollaborationen im Kulturbetrieb – Erfahrungen aus dem Projekt eKulturPortal* ging es im darauffolgenden Beitrag. Helmut Groschwitz (Regensburg) stellte ein vom deutschen Wirtschaftsministerium gefördertes Projekt zur Entwicklung einer eBusiness-Plattform für freie Theaterensemble und Theater ohne feste Spielstätten vor. Groschwitz erläuterte, dass für das Funktionieren einer solchen Plattform diverse Wissensbestände zusammengeführt werden müssen, da die Existenz und das technische Funktionieren allein noch nicht garantieren würden, dass ein solches Tool auch von potenziellen Nutzer_innen angenommen werde. Der Fokus des Beitrags lag insbesondere auch auf der Frage, wie der kollaborative Prozess, der mittels eines autoethnografischen Zugangs dokumentiert und analysiert wurde, in der Projektgruppe verlaufen ist und unter welchen technischen Bedingungen dies stattgefunden hat.

In ihrem Beitrag *Demenz und Verbleib in den eigenen vier Wänden. Ein gemeinsames Ziel und (gem-)einsame Wege des Zustandekommens* gab Yelena Wysling (Zürich) Einblick in ihr Dissertationsprojekt. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen war das vom Schweizer Bundesgesundheitsamt als „kollaboratives Projekt“ entworfene Strategiepapier „Nationale Demenzstrategie 2014–2017“, das helfen soll, gemeinsam individuelle Lösungen für die Hilfeleistungen für Menschen mit Demenz zu finden. Wie sich der „kooperative Imperativ“ in Sorge-Figurationen des häuslichen Umfelds niederschlägt und wie dabei Aspekte von Macht und

Fürsorge aufeinandertreffen, war ein wichtiger Aspekt in Wyslings Ausführungen. Darüber hinaus beschrieb sie anhand ihres ethnografischen Feldforschungsmaterials Formen von Aushandlungsprozessen und Interaktionen.

Wie können angehende Künstler_innen auf die Anforderungen in transdisziplinären Projekten vorbereitet werden, wie können sie sensibilisiert werden für die impliziten und unausgesprochenen Regelsysteme, Wissenshierarchien oder Arbeitsteilungen? Dies waren die Ausgangsfragen des Beitrags von *Irene Vögeli* und *Patrick Müller* (beide Zürich) in ihrem Beitrag „*Zusammenarbeiten in der Lehre*“: *MA Transdisziplinarität*. Der an der Zürcher Hochschule der Künste angesiedelte Studiengang zielt darauf ab, Studierende auf die Arbeit in transdisziplinären Konstellationen zu qualifizieren und sie gleichzeitig zu ermutigen, eine eigene künstlerische Autor_innenschaft zu vertreten, obwohl diese Anforderungen nur allzu oft diametral entgegengesetzt erscheinen. Im selben Panel berichtete Benno Wirz von den Arbeitsformen des interfakultären Masterstudiengangs „*Kulturanalyse*“ der Universität Zürich.

Neben den Vorträgen gab es an beiden Tagen ein Mittagsprogramm. Am ersten Tag gaben *Ute Holfelder* (Klagenfurt) und *Florian Wegelin* (Zürich) Einblick in die von ihnen konzipierte Ausstellung „*Mit Kopfhörern unterwegs*“, die für eine Woche im Collegium Helveticum gastierte. Die Ausstellung war ein Ergebnis des gleichnamigen künstlerisch-ethnografischen Forschungsprojekts an der Universität Zürich. Holfelder und Wegelin beschrieben in ihrer Einführung das auf Dialogizität ausgerichtete Forschungsdesign, welches es ermöglichte, ethnografische und künstlerische Verfahren und Episteme nicht nur zu ergänzen, sondern wechselseitig zu reflektieren und zu erweitern. In der Ausstellung kamen Texte, Bilder, Videos und Klänge zum Einsatz, die Erkenntnisse zu Praktiken des Kopfhörergebrauchs präsentierten und zugleich hybride Formen der Erkenntnisproduktion und -repräsentation sichtbar machten, die in der Verschränkung künstlerischer und ethnografischer Verfahren entwickelt worden waren.

Mit dem dokumentarisch-ethnografischen Film *Schleudertrauma* von *Oliver Becker* und *Torsten Näser* (beide Göttingen) konnte im dichten Vortragsprogramm ein weiterer Kontrapunkt gesetzt werden. Der 2017 fertig gestellte Film untersucht und dokumentiert eine Kooperation zwischen dem „Jungen Theater“ Göttingen und dem Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie Göttingen, in der das Theaterstück „Schön, dass ihr da seid“ produziert wurde. Thema des Stücks ist das

Grenzdurchgangslager Friedland in Niedersachsen. Die Frage nach Formen des Zusammenarbeitens zwischen Uni und Theater wird auf drei Ebenen seziert: Auf der ersten Ebene stehen die Interaktionen zwischen Universität und Theater während der letzten vier Wochen vor der Uraufführung im Fokus. Hier wurde deutlich, wie unterschiedliche Routinen, Arbeitsethiken und Hierarchieverständnisse zu Konflikten führen können, die wiederum Reflexion und Positionierungen nach sich ziehen. Auf der zweiten Erzählebene kommen die Beteiligten aus der Retrospektive zu Wort und versuchen die durchlebten Spannungen in einen Diskurs zu überführen. Die dritte Ebene der filmischen Erzählung zeigt Ausschnitte aus dem fertigen Theaterstück. Der Film ist dabei zugleich Dokumentation eines kollaborativen Prozesses wie er den Protagonist_innen als Instrument dient, den laufenden Prozess zu reflektieren.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass der Workshop aufgrund seiner Breite eine Vielzahl an Anknüpfungsmöglichkeiten für diverse Forschungsfelder mit den verschiedensten Kooperationspartner_innen ermöglicht hat. Formen des Zusammenarbeitens wurden sowohl theoretisch als auch methodologisch, hinsichtlich ihrer epistemischen Potenziale und nicht zuletzt der praktischen Umsetzung diskutiert. Dies ist äußerst verdienstvoll vor dem Hintergrund, dass im Zuge vielfältiger Entgrenzungsprozesse die Anzahl kollaborativer Projekte weiter zunehmen wird und zunehmen muss, Außenstehende aber oft begrenzt Einblick in die tatsächlich Praxis des Zusammenarbeitens erhalten. Der Workshop hat aber auch ergeben, dass eine Fortsetzung des Nachdenkens über Formen der Zusammenarbeit dringend geboten ist. So zeigt sich in der Gesamtschau der Beiträge, dass eine Schärfung der Begrifflichkeiten hilfreich wäre. Nicht nur werden Begriffe wie Inter-, Trans- oder Pluridisziplinarität sehr unterschiedlich verwendet, auch die Bezeichnungen für die verschiedenen Formen des Zusammenarbeitens erscheinen disparat. Vielleicht wiederum – so lässt sich resümierend fragen – ist aber auch eine jeweils auf die spezifischen Projektkonstellationen und -anforderungen abgestimmte Begriffsarbeit vonnöten, so dass wir weiterhin von Kooperationen / Kollaborationen / Ko-laborationen / Ko-Produktionen sprechen sollten?

Eine überarbeitete Auswahl der Beiträge erscheint 2019: Stefan Groth, Christian Ritter (Hg.): *Zusammenarbeiten. Praktiken der Koordination und Kooperation in kollaborativen Prozessen*. Bielefeld: Transcript.

Ute Holfelder

Tagungsbericht „Wie kann man nur dazu forschen? –
Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie“,
Innsbruck, 3.–5. November, Universität Innsbruck

Vom 03. bis 05. November 2017 fand an der Universität Innsbruck die Tagung „Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie“ statt. Die Ausrichter *Timo Heimerdinger* (Innsbruck) und *Marion Näser-Lather* (Marburg) eröffneten die Tagung unter dem Titel *Gute Themen, schlechte Themen* und stellten ihr Anliegen heraus, sich mit den Mechanismen, Argumentationen und Diskursen befassen zu wollen, nach denen im Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde Themen ausgespart, abgewehrt, gemieden oder gar verschmäht werden. Aus der Erfahrung, dass manche Themen argwöhnisch betrachtet werden und andere nicht, stellt sich die Frage nach einer unsichtbaren (und unsagbaren) negativen Programmatik im Fach. Obwohl die Europäische Ethnologie eine thematische Bandbreite und ein geeignetes Methodenrepertoire biete, würden also manche Themen marginalisiert und tabuisiert. Warum ein Thema nicht bearbeitet oder aussortiert werde, sei aber meist nicht nachzuvollziehen, denn üblicherweise würde nur begründet, warum ein Thema behandelt wird. Die Frage, welche Themen als bearbeitbar gelten, ist für viele akademische Bereiche wichtig, angefangen von der Sprechstunde, in der ein Hausarbeitsthema akzeptiert oder abgelehnt wird, bis hin zur Konzeption und Bewilligung großer Forschungsprojekte. Heimerdinger und Näser-Lather stellten als Thesen sechs Kategorien der Themenabwehr auf: Unergiebigkeit, Langeweile und Desinteresse, Nutzlosigkeit, Ekel, moralische Verwerflichkeit und methodische Unzugänglichkeit. Damit setzten sie fruchtbare Impulse für Dialoge und Gespräche.

Kaspar Maase (Tübingen) konnte nicht anwesend sein, seinen Vortrag ‚*Volk und Kunst: ein Thema des 18. Jahrhunderts als Gegenstand ‚positiver Anthropologie‘ im 21. Jahrhundert?*‘ las Silke Meyer vor. In diesem skizzierte Maase eine fachliche und seine eigene Themenpolitik, ihre Traditionslinien und schließlich das Konzept der „positiven Anthropologie“ in der Hoffnung, seine eigenen Legitimationsprobleme zu verringern. Die ästhetische Dimension moderner Alltage und die Rolle der Massenkünste seien zwar im Rahmen der Populärkulturforschung akzeptiert, diese zähle allerdings selbst nicht zum Proprium des Faches. Seine Forschungen würden kaum Diskussionen hervorbringen. Den

bereits publizierten kritischen Anstößen von Silke Göttisch, sich eher auf die Kontexte ästhetischer Werke zu beziehen, hielt er entgegen, dass damit die Dimension des ästhetischen Erlebens aus der Forschung verschwinden würde. Abschließend erläuterte er, wie mit dem Ansatz der Kulturanthropologin Sherry B. Ortner, dem hässlichen Bild der Wirklichkeit ein hoffnungsvolles hinzugefügt und der Frage nach der sinnlichen Glückseligkeit im Leben der Menschen ein anerkannter Platz in der Europäischen Ethnologie gegeben werden kann.

Im Anschluss berichtete Jens Wietschorke (München/Wien) in seinem Beitrag *Does that matter? Wissensanthropologische Überlegungen zum Relevanzkriterium in der kulturwissenschaftlichen Forschung* anschaulich aus dem eigenen erlebten Wissenschaftsalltag, wie die Ablehnung von Forschungsarbeiten durch das Argument „Das interessiert mich nicht!“ irritieren, verunsichern, aber auch beflügeln kann. Das Fach gleicht einem unendlichen Universum an Themen. Aber welches erfüllt die Kriterien der oft zitierten Legitimationsbegriffe „spannend“ und „interessant“? Kann nicht jeder Forschungsgegenstand durch die Alchemie der Volkskunde in Gold verwandelt werden? In Rückbezug auf Timo Heimerdingers „Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit“¹, sprach Wietschorke konstruktiv und überzeugt von der Nützlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Der Legitimationsdruck der Kulturwissenschaften in Förderungsprozessen führe zu einem Umbruch der Wertungskultur, so dass stets eine „aufregende“, „innovative“ und „anschlussfähige“ Forschung betrieben werden müsse. Schwierig sah er die Werturteilsfreiheit, da jede vorgenommene Themensetzung ein Statement sei. Wietschorke plädierte für eine Mischung aus intellektueller Distanz, Methodenvielfalt, den Verzicht auf letztgültige Erkenntnisse und eine antidogmatische Haltung. In der Diskussion wurde betont, das Ideal der Werturteilsfreiheit hochzuhalten sei genauso wichtig wie eine ergebnisoffene Forschung.

Stefan Groth (Zürich) referierte unter dem Titel *Makro-Trends als Forschungsthema? Europäisch-ethnologische Themenbegrenzung am Beispiel der ‚Mitte‘* über Forschungstheorien zur „angenommenen Mitte“. Neben der Diskussion über die Annahme eines Durchschnittes in verschiedenen Praxisfeldern, dem Rückbezug der Forschung auf diese und der Frage

1 Timo Heimerding: Die Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 71, 120, 2017, S. 81–90.

nach der Grundlage dieser konstatierten Mitte mittels empirischer oder quantitativer Daten stellt sich auch die Frage nach Veränderungen der Mitte. In diesem Spannungsfeld zwischen Mitte, verschiedenen Theorien, qualitativen und quantitativen Basisdaten, der Verortung in Entdeckungs- und Begründungszusammenhängen sowie den Paradoxien, dass die Europäische Ethnologie als induktive Wissenschaft von starken Vorannahmen geprägt ist und, dass gerade die „Mitte“ lange Zeit nicht das Forschungsfeld der Europäischen Ethnologie war, konstatierte Groth drei Punkte für situative Rejustierungen themenpolitischer Möglichkeiten: Erstens wäre zu beleuchten, wie auf Trends Bezug genommen wird, und ob sie genutzt werden, um Relevanz zu erzeugen. Zweitens regte er an, durchaus die von anderen Disziplinen bereits vorhandenen quantitativen Datenerhebungen für eigene Analysen zu nutzen und möglicherweise sogar als Korrektiv zu verwenden und drittens zu bedenken, wie durch den Umgang mit Trends manche Themen ausgespart bleiben.

Christine Bischoff (Hamburg) gab in ihrem Vortrag *Nobilitierung von Erfahrungswissen – Methodenkompetenz als Programmatik in der Europäischen Ethnologie?* zu bedenken, dass angesichts der vielfältigen Themen in unserem Fach, die Methoden am sichersten erschienen, um eine Verständigung über das Fachprofil zu erreichen. Methoden sind ihrer Meinung nach jedoch politisch und moralisch aufgeladen. Sie zeigen, wie Wissenschaft generiert wird, verdeutlichen Transparenz, bestimmen, was zum Gegenstand der Wissenschaft wird und legen legitime Forschungsmotivationen und -ziele fest. Intensiv erläuterte sie, wie die Bedeutung von Erfahrungswissen sich wandelte. Problematisch sei das Forschen in einer Wissensgesellschaft vor allem deshalb, weil das routinierte Erfahrungswissen eine zeitaufwändige Wissensproduktion ist, aber gesellschaftlich und bei Geldgebern eine veränderliche Schnellebigkeit gefordert wird. Die Nützlichkeit des Wissens zeige sich eben nicht im Moment seiner Herstellung, sondern erst in seiner Folge. Als autorisierende Legitimationsformen dienen die aufgewerteten Methoden der Selbstautorisierung und Inszenierung gegenüber Öffentlichkeit und Politik, sie signalisieren die Bemühungen, gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden und zugleich der Wissenschaftlichkeit verpflichtet zu bleiben. Fachliche Hand- und Methodenbücher bezeugen, dass der Zusammenhalt einer Disziplin auch über Methoden stattfindet.

Sehr kurzweilig und mit bildhaften Auszügen aus ihrem Forschungstagebuch gespickt berichtete anschließend *Lydia Maria Arantes* (Graz) über *Das Stricken als volkskundlich-kulturanthropologischer Forschungsgegenstand*.

Ein leidiges Thema; Eindrucksvoll beschrieb sie die ihrem Thema entgegenschlagende Ablehnung: Die „Renaissance der Handarbeit“, gedacht als „ein schönes friedliches Forschungsfeld“, war für das Fach mit seinen Altlasten überhaupt nicht konfliktfrei. Entweder wurde ihr Forschungsgegenstand gar nicht oder zu ernst genommen. Dies führte soweit, dass sie selbst eine regelrechte Abneigung entwickelte: Strickmützen verfolgten sie überall hin und Strickwaren stolzer Strickerinnen wurden plötzlich wertend von ihr wahrgenommen und beschrieben. Durch Selbstreflexion, Auseinandersetzung mit der Fachgeschichte, internationalen Zuspruch und mit Hilfe der Ethnopschoanalyse fand Arantes schließlich fruchtbare Wege aus ihrem Dilemma und den „Verstrickungen“.

Nach der Mittagspause aktivierte *Jonathan Roth* (Mainz) das Publikum mit Darth Vader zum Thema *Die dunkle Seite der Macht. Themenpolitik zu politischen Themen*. Gleich mehrere Schwierigkeitskategorien trafen bei ihm zu: erstens forsche er über ein politisches Thema, nämlich Parteien, und zwar zweitens zu einer Partei, also zur Domäne der Machthaber und nicht zur regierten „Bevölkerung“. Erschwerend komme drittens hinzu, dass er dieser Partei selbst angehört. Politisch Forschen erfolgt in der politischen Anthropologie entweder im Rahmen von Politik und Macht oder von Politik und Alltag. Letzteres ist auch Gegenstand in der Europäische Ethnologie. Keine der beiden Perspektiven lege aber den Fokus konkret auf Parteien, sondern vielmehr herrsche ein Verständnis von entstaatlichter Politik, mit dem in den klassischen Arenen der Politik mit Skepsis und Distanz begegnet wird.

Im Anschluss widmete sich *Bernd Jürgen Warnken* (Tübingen) dem Thema *Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an ‚konventionellen‘ Unter- und Mittelschichten*. Er stieg mit der Frage ein „Was ist in Frankreich, Österreich und Deutschland los?“ und verdeutlichte, dass der Ausruf „Wir sind das Volk!“ vor allem vom Volk ohne Abitur komme. Zugleich gäbe es den Ruf der Öffentlichkeit nach Forschung, die die hier sichtbaren Mentalitäten zu erklären vermag. Sehr anschaulich und überzeugend erläuterte er, wie sich im Fach die einstige Hinwendung zu den Unterschichten wandelt und diese als abstoßend empfunden wird, weil in diesen Milieus offenbar allzu sehr gegen die ökologischen, die feministischen und antirassistischen Positionen verstoßen wird, denen sich die ForscherInnen verpflichtet fühlen. Es gibt vereinzelte Arbeiten, die Jugendkultur teilweise gegen Vorurteile verteidigen, aber es fehle an weiteren Studien zu älteren Personen mit einer nur „dünnen Schicht zivilisatorischen Patina“. Aber wer stehe

schon gerne bei den Hooligans in der Fankurve oder interviewt Pegida-Anhänger bei einem Protestmarsch? Nötig sei eine langfristige Schwerpunktbildung mit überlokaler Kooperation und lokaler Konzentration. Immerhin gibt es öffentliche Bekundungen seitens des Faches gegen die politische Instrumentalisierung von „Heimat“, „Kultur“ oder „Identität“. In der Diskussion wurde angesprochen, dass weder Rechtsradikale noch Pegida-Anhänger in unsere Vorinterpretationsfilter „Helden“, „Schurken“ oder „Opfer“ passen. Angeregt wurde, den Aufklärungshabitus zu verlassen und stattdessen einfach nur zuzuhören. Auch Ängste, sich im Feld zu kontaminieren oder Ergebnisse zu produzieren, die von den „Falschen“ genutzt werden könnten, wurden erwähnt. Grundlegend ergänzte Warneken, dass in unserem Fach „Alltag“ kaum untersucht wird. Wir untersuchen das Singen, nicht das Grölen und wir haben nach wie vor stets eine Nähe zur „Hochkultur“.

Andreas Hartmann (Münster) regte die Diskussionen mit seinem Vortrag *Ethos und Eros volkskundlichen Fragens* ganz besonders an, denn sein gewitzter Vortrag wurde vom Plenum ganz unterschiedlich aufgefasst. Seiner Meinung nach könne man erfreulicherweise seit einigen Jahren wieder „Volkskunde“ sagen, ohne den Verdacht der Rückständigkeit auf sich zu ziehen. Das Tagungsthema sei ein ganz gelungener Schachzug, denn die Fragestellung sei nicht nur innovativ, sondern gehöre zugleich einer bewährten Fachtradition an, nämlich der Selbstreflexion und damit der Aufarbeitung der Vergangenheit. Im Laufe des Beitrags wurde nicht gespart an kritischen Impulsen bezüglich der Sucht nach dauernder Reflexion, den Metadiskursen über die Diskurse und der Problematik, dass unklar sei, welches Wissen eine volkskundliche Expertise ausmache. Von einer einst klar definierten Rolle der guten und moralischen Volkskunde, über die Problematik eines neuen Vokabulars wie „popular“, „Praxen“ und „doing“ hin zur Umbenennungswelle des Faches postulierte er schließlich das Ende der historischen Volkskunde, was vom Publikum als Abgesang auf das Fach aufgefasst und kritisch diskutiert wurde. Hartmann stellte klar, dass er nicht das Fach dem Untergang geweiht sehe, sondern dass aus der klassischen Volkskunde nun eine transformierte Wissenschaft von der Kultur geworden sei. Nach Heimerdinger gehöre das „grimmige Blättern im Familienalbum des Faches zur fachlichen Sozialisation dazu“. Hartmann ergänzte, es wäre hilfreich, wenn es im Fach ein konsensfähiges Feld an Forschungsgegenständen gäbe, denn Methoden und Begriffe können nicht die Essenz einer Wissenschaft sein, sie seien lediglich Arbeitsinstrumente.

Sarah Kleinmann (Dresden) und Merve Lühr (Dresden) berichteten in ihrem Beitrag *Psychoanalyse in der Europäischen Ethnologie!? – Auf den Spuren einer Theorie und Methode* über ihre Suche nach psychoanalytischen Ansätze und dem Umgang mit Sigmund Freud und seinen Schriften im Fach. Beide forschen derzeit nicht psychoanalytisch. Sie gaben einen historischen Überblick für die Zeit um 1900, die NS-Zeit, die Wiedereinbeziehung von psychoanalytischen Ansätzen und diagnostizierten durch eigene Beobachtungen eine Randständigkeit. Letztere relativierten sie im Laufe ihrer Recherchen, da es doch einige FachvertreterInnen gibt, die die Psychoanalyse als theoretischen Zugang aufgreifen. Für ihre These der Ablehnung psychoanalytischer Reflexionen und Freuds nannten sie als Beispiel u. a. die Sorge von ForscherInnen, sich mit dieser unpräzisen Wissenschaft angreifbar zu machen. Die Diskussion betonte die Umstrittenheit der Psychoanalyse und äußerte Bedenken in der Anwendung ohne entsprechende Ausbildung. Zu klären wäre zunächst, ob die Psychoanalyse als Erhebungs- oder Auswertungsinstrument oder als historisch verortetes kulturtheoretisches Konzept nach Freud Anwendung finden soll? Die erwähnte Randständigkeit sei der angemessene Ort für eine Nachbardisziplin, denn die Psychoanalyse habe in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde die Funktion einer Hilfswissenschaft. Es wurde vorgeschlagen, in Forschungsfragen lieber genauer die Lücke zu beschreiben und zu erläutern, wo wir mit unseren Methoden nicht weiterkommen, bevor wir diese Lücke mit Hilfe der Psychoanalyse zu schließen versuchen.

Karl Braun (Marburg) führte auf amüsante und zugleich fachlich ganz wunderbar fundierte Weise in seinem Vortrag *Die Zipfelmütze erforschen? Longue duree – Pathosformel – Hermeneutik* vor Augen, wie die Zipfelmütze vielleicht zunächst als Forschungsgegenstand uninteressant erscheine, aber sich während der Beschäftigung mit dieser verschiedene, zum Teil unterschwellige Bedeutungsebenen herauskristallisierten, die sich im kulturhistorischen Spannungsfeld von Er- und Entmächtigung bewegen. So spannte Braun seinen Beitrag von der phrygischen Mütze bis zur Mütze mit goldenem Boller des Stars Tommy in der Rockoper von *The Who*. Er wies darauf hin, wenn sich durch zeitgenössische Forschungsansätze keine ausreichend empirische Basis generieren lasse, sei es hilfreich, ikonografisch vorzugehen. Die Ikonografie ist für Braun eine diskursanalytische Vorgehensweise, und er ermutigte dazu, die Scheu im Fach vor historischer Tiefe diskursanalytisch zu überwinden.

Während in anderen Beiträgen eine zu große Nähe zum Feld oder eine eigene Betroffenheit als problematisch angesehen wurde, war es bei

Cornelia Renggli (Zürich) und ihrem Vortrag *„Behinderung? Das ist doch eher was für die Sonderpädagogik.“ Plädoyer für eine thematische Offenheit der Europäischen Ethnologie* genau umgekehrt. Wie kann eine Nicht-Betroffene über Behinderung forschen? Das Fach selbst sprach sich dabei die Zuständigkeit für Behinderung ab, das sei doch eher etwas für die Sonderpädagogik oder die Medizin. Renggli plädierte für eine thematische Offenheit und betonte, dass gerade die Diversität eine Stärke des Faches sei. Wenn wir uns in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde dafür interessieren, wie die Menschen ihr Leben leben, dann müssen wir auch eine Vielfalt an Themen zulassen. In der Diskussion wurde angesprochen, dass die Disability Studies mittlerweile ein anerkanntes Feld in unserem Fach sind und nicht negativ behaftet wären. Diskutiert wurden verschiedene Ebenen von Verantwortung sowie der Punkt der Betroffenheit. Moralische Aspekte, Kontaminationsvermutungen, Abstandsverluste, Traumatisierung oder Irrationalität können eine Rolle für die Frage spielen, wann eigene Betroffenheit zum Forschungsproblem wird.

Karin Bürkert (Tübingen) erläuterte eindrucksvoll in ihrem Referat *„Von ‚Harakiri‘ und ‚gefährlichen Menschen‘ – Überlegungen zum Wagnis der (Brauch-) Forschung im gesellschaftlichen Auftrag*, dass heute im Fach, trotz aller Abkehr vom Volksleben, Brauchforschung betrieben werden kann – nur eben anders. Nach wie vor wirksam ist eine Abwehrhaltung gegenüber angewandter Brauchforschung. Diese ist jedoch auch heute lohnenswert, nur müssen im Vorfeld Kontexte, Erwartungen und Rollen aller Beteiligten besprochen werden. Bräuche sollten nicht nur beschrieben werden, sondern die Verflechtungen politischer, ökonomischer und sozialer Sphären des Alltags aufzeigen. In der Diskussion wurde auf die USA verwiesen, in denen, trotz ebenfalls belasteter Fachgeschichte, *applied folklore* institutionalisiert und positiv besetzt betrieben werden kann, weil ein anderes Fach- und Wissenschaftsverständnis zu Grunde liegt. Intensiv beratschlagt wurde der Umgang mit Anfragen von Medien und welche Inhalte hier vermittelt werden können. Wichtig sei nicht, woher der Osterhase komme, sondern warum wir ihn brauchen. Deutlich zurückgewiesen wurde, dass Brauchforschung bereits ausgeforscht sei.

Abschließend berichtete *Mirko Uhlig* (Mainz) über *Lachen im, mit und über das Feld? Über das legitime und illegitime Verhältnis zu Forschungsfeld und -gegenstand*. Lachen sei ein befürworteter Kontrollverlust und ein Zeichen wertender Menschen. In der Feldforschung gibt es verschiedene Lachkontexte. So kann erstens das Feld über den Forscher lachen, möglicherweise lacht dieser hier auch mit. Gelacht wird auch über gemeinsame

Erlebnisse und Gespräche darüber, eine emotionale Öffnung zum Feld wird heute nicht mehr als wissenschaftlich inadäquates Verhalten disqualifiziert. Zweitens gibt es ein Lachen im Sinne des Feldes. Wenn Akteure eine ironische Haltung zu sich selbst und zu ihrer Gruppe pflegen, sollte dies in die kulturwissenschaftliche Deutung einfließen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, dadurch unseriös zu wirken. Das Lachen über das Feld kann drittens als Abwehrmechanismus der EthnologenInnen verstanden werden, bei dem spontaner Spott und keine kalkulierte Diffamierung geäußert wird. In der Diskussion wurde vermutet, dass wir vor allem mit Informanten lachen, um Nähe zu erzeugen. Thematisiert wurde auch die problematische Situation, wenn man als Forschende mit AkteurInnen im Feld über andere AkteurInnen im Feld lacht – oder lachen muss.

Den Organisatoren der Tagung ist es gelungen, eine angenehme und offene Atmosphäre zu schaffen, in der Fragen und Probleme ausgiebig und intensiv, auch kontrovers und insgesamt sehr fruchtbar diskutiert wurde. Die Europäische Ethnologie/Volkskunde zeigte sich erneut als äußerst selbstkritische Disziplin. Sie sollte darüber hinaus jedoch nicht die sinnlich-schöne Seite des Alltags und das Lachen vergessen. Eine Publikation der Beiträge wäre sehr wünschenswert und ist geplant.

Diana Egermann-Krebs

Tagungsbericht „Kontaktzonen‘ und Grenzregionen.
Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven“
des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde,
Dresden, 23.–24. November 2017,
Sächsisches Staatsarchiv-Hauptstaatsarchiv

„Contact Zones“ definierte die Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt 1992 als „social spaces where disparate cultures meet, clash, and grapple with each other“¹.

Das Konzept der „Kontaktzonen“ wurde seither in den Sozial- und Geisteswissenschaften breit rezipiert und stand im Mittelpunkt der

1 Mary Louise Pratt: *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*. London 1992, S. 4.

Konferenz „Kontaktzonen‘ und Grenzregionen. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven“, die das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) am 23. und 24. November 2017 im Sächsischen Staatsarchiv-Hauptstaatsarchiv in Dresden ausrichtete. Dabei bildete die Tagung in Hinblick auf die Begegnung unterschiedlicher Sprachen, Disziplinen und Perspektiven selbst eine Art Kontaktzone. Da keine Simultanübersetzung ermöglicht werden konnte, boten die Organisatorinnen ein zweisprachiges Abstractheft und eine „Flüsterübersetzung“ während der Diskussionen an.

Nach Grußworten von *Peter Wiegand*, dem Leiter des Sächsischen Staatsarchivs-Hauptstaatsarchiv, und *Winfried Müller*, dem geschäftsführenden Direktor des ISGV, konturierte *Ira Spieker* (Dresden) das Konzept der Kontaktzonen im Eröffnungsvortrag der ersten Sektion. Spieker betonte die Prozesse wechselseitigen sozialen Austauschs, die zur Entstehung von Kontaktzonen führten. Anhand der Teilaspekte Raum, Macht und Übersetzung zeigte sie das Konzept als Analyseinstrument für einen akteurszentrierten Zugang zu Grenträumen auf. *Dominik Gerst* und *Hannes Krämer* (Frankfurt/Oder) fragten in ihrem Beitrag am Beispiel der engen Nachbarschaft von Frankfurt/Oder und Słubice nach den methodologischen Prinzipien kulturwissenschaftlicher Grenzforschung. Sie forderten dazu auf, „Grenzen von der Grenze her zu untersuchen“ und dabei gleichsam Verbindendes wie Trennendes in den Blick zu nehmen. Die Europastadt Gubin-Guben stellten *Dorota Bazuń* und *Mariusz Kwiatkowski* (Zielona Góra) als Kontaktzone vor. Sie präsentierten erste Ergebnisse ihres aktuellen Forschungsprojekts, das nach wechselseitigen Wahrnehmungen im deutsch-polnischen Grenzraum fragt. Dabei beobachteten sie im Kontext der aktuellen Fluchtbewegungen nach Europa eine Verschiebung von Fremdheitsdeutungen und zugleich einen politischen Wechsel vom Konflikt- zum Angstmanagement.

In der zweiten Sektion zeichnete *Norbert Haase* (Dresden) die Genese des Europäischen Zentrums für Erinnerung, Bildung, Kultur/Meeting-point Music Messiaen in Zgorzelec nach. Das Areal des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers Stalag VIII A wurde ab 2006 zum Erinnerungs- und Begegnungsort mit einem stark musikbezogenen Vermittlungsansatz (aufgrund des prominenten, dort gefangenen Komponisten Olivier Messiaen) entwickelt. Haase präsentierte die Entstehung als (durchaus nicht konfliktfreien) gemeinsamen deutsch-polnischen Prozess der Auseinandersetzung mit Zeitgeschichte. In seinem Beitrag nahm *Michal Tošner* (Hradec Králové) die Euroregion Glacensis als tschechisch-polnische

„Kontakt- und Konfliktzone“ in den Blick. In seinem anvisierten Forschungsprojekt wird er in der Region um die niederschlesische Stadt Kłodsko die praktischen, sozialen und politischen Effekte der grenzübergreifenden (Förder-)Politiken empirisch analysieren.

Den Auftakt der dritten Sektion bildete der Vortrag von *Hana Daňková* (Prag) über das „Hotel Sudety“ im tschechischen Chomutov. Das Hotel, in dessen Zimmern, Hausfluren sowie der Bar anhand von historischen Abbildungen die deutsche Vergangenheit der Region thematisiert werde, sei eine besondere und zugleich problematische Kontaktzone. Anders als intendiert spreche es kaum deutsche Gäste an, rufe allerdings, empörte Reaktionen bei der Bevölkerung hervor, während tschechische Gäste allein aufgrund der günstigen Lage, nicht wegen des historischen Vermittlungsanspruchs kämen. Lehrpfade im tschechisch-deutschen Grenzgebiet stellte *Karolína Pauknerová* (Prag) als materialisierte Kontaktzonen dar. Die zweisprachigen Tafeln entlang zweier exemplarisch ausgewählter Lehrpfade verknüpften Landschaft und Historie und gäben so (auch in ihrem Wandel) Einblick die jeweiligen Lesarten und (Re-)Präsentationen von Geschichte. Den Abschluss des ersten Veranstaltungstags bildete der Vortrag von *Sarah Kleinmann* und *Arnika Peselmann* (Dresden). Sie stellten das der Konferenz zugrundeliegende Forschungsprojekt vor, das Kontaktzonen im deutsch-tschechisch-polnischen Grenzraum am Beispiel formalisierter grenzüberschreitender Kooperationen untersucht. Als besondere Stärke des „Kontaktzonen“-Modells akzentuierten sie dabei die Verbindung sozialer Differenz bzw. Nähe mit Raumkonzepten.

Die vierte Sektion und damit der zweite Konferenztag begannen mit einem Beispiel der literarischen Verarbeitung des Themas der bürokratischen Kontaktzone. *Kaleigh Bangor* (Nashville) gab Einblick in einige Aspekte ihrer Dissertation zu Joseph Roth und schilderte dessen Wahrnehmungen der zunehmenden Bürokratisierung von Grenzen beim Reisen im zeitgenössischen Europa. Um ethnografische Filme als Medien einer Kontaktzone ging es im Vortrag von *Torsten Näser* (Göttingen). Er legte am konkreten Beispiel die Konflikte sowie Prozesse der „gelebten Praxis“ als Formen impliziter und expliziter Aushandlungen der Kontaktzone dar. Dabei forderte er, den „Schleier der harmonischen filmischen Feldforschung“ endlich zu lüften, der den Blick auf die komplexen Prozesse der Ethnografie verstelle.

In der fünften Sektion standen Museen im Mittelpunkt. *Susannah Eckersley* (Newcastle) präsentierte zwei Forschungsprojekte zu musealen (Re)Präsentationen von Migration. Dabei identifizierte sie drei

dominante Zugänge der untersuchten Museen zum Themenfeld Zwangsmigration: ‚neutral‘: „Es ist passiert“; ‚situated‘: „Es passierte hier und es veränderte den Ort“ sowie ‚mnemonic‘: „Es passierte hier, uns. Wir erinnern es“. Anhand der musealen Beispiele forderte Eckersley dazu auf, das Kontaktzonen innewohnende Konfliktpotenzial nicht außenvorzulassen. Kulturanthropologische Museen als Kontaktzonen thematisierte *Elisabeth Tietmeyer* (Berlin). Anhand von Beispielen aus der eigenen musealen Praxis am Museum Europäischer Kulturen in Berlin zeichnete sie Möglichkeiten und Grenzen partizipativer Methoden und Angebote nach. Dabei wurde deutlich, dass derartige Formate vielfältige Lernprozesse erforderten und auslösten: auf Seiten der Museumsschaffenden ebenso wie auf Seiten der Gäste.

Rita Sanders (Köln) fragte in der sechsten Sektion ausgehend von Feldforschungsergebnissen nach Kontakten und Formen der Abgrenzung in der russischen Exklave Kaliningrad. Die Region sei durch einen fast vollständigen Austausch der Bevölkerung am Ende des Zweiten Weltkriegs geprägt – bis heute. Sanders verwies insbesondere auf Alteritätskonstruktionen, die mit dem Zeitpunkt der Immigration verknüpft werden. Die ländlichen Peripherien Westböhmens als multiple kulturelle Kontaktzonen standen im Mittelpunkt des Vortrags von *Anja Decker* (München): Sie stellte ebenfalls ihre Feldforschungsergebnisse vor und zeichnete den Zuzug von Kreativen aus urbanen Milieus und dessen Einfluss auf Handlungsspielräume und Selbstwahrnehmung der Ortsansässigen nach.

Die Abschlussdiskussion diente der Verknüpfung der in den Beiträgen genannten Einzelaspekte und stellte nochmals die Vielschichtigkeit des Konzepts der Kontaktzonen heraus. Arnika Peselmann und Sarah Kleinmann betonten die Anwendbarkeit des Modells für unterschiedlichste Forschungsfelder und seine Eignung dafür, insbesondere soziale Gefüge in Grenzgebieten als komplexe, temporäre sowie fluide Netzwerke mit verdichteten Knotenpunkten der Interaktion und „Partial Connections“ (Marilyn Strathern) zu verstehen. Zudem legten sie das Potenzial für kritische Selbstreflexion in ethnografischen Forschungen dar. Zugleich müsse das Konzept aufgrund der mit ihm einhergehenden starken Assoziationen für Fallstudien unbedingt präzisiert und theoretisch geschärft werden. Sie fragten daher abschließend: Stellt nicht jede zwischenmenschliche Begegnung eine Kontaktzone dar? Wie konstitutiv sind Spannungen und Konflikte für Kontaktzonen? Was unterscheidet sie von ‚Komfortzonen‘?

Insgesamt hat die Konferenz die Bedeutung der Kontaktzonen als multidimensionale Denkfigur in den Sozial- und Geisteswissenschaften anhand zahlreicher Beispiele nachdrücklich aufgezeigt, dabei Möglichkeiten der Umdeutung sichtbar gemacht und zur Weiterentwicklung angeregt.

Uta Bretschneider

Tagungsbericht „Orientieren & Positionieren, Anknüpfen
& Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde /
Kulturwissenschaft in Europa nach 1945“

Wien, 16.–18.11.2017, Österreichisches Museum für Volkskunde

Vom 16.–18.11.2017 fand im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien die von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV) und dem Verein für Volkskunde (VfV) organisierte Tagung *Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde / Kulturwissenschaft in Europa nach 1945* statt. An der international ausgerichteten Tagung, die auch englischsprachige Vorträge umfasste, nahmen neben KollegInnen aus der Schweiz und Österreich auch jene aus Deutschland, Estland, Slowenien und Tschechien teil. Das Programm wurde durch eine Posterausstellung von Hamburger Studierenden und einer Führung durch die Ausstellung *heimat:machen. Das Volkskundemuseum in Wien zwischen Alltag und Politik* im Volkskundemuseum sowie durch einen Empfang der Schweizer Botschaft im Museum und einem der Stadt Wien beim Heurigen ergänzt.

Ziel der Konferenz war es, zentrale Aspekte der Internationalisierung bzw. Europäisierung, von nationaler und regionaler Konzeption von fachlichem Wissen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg kulturwissenschaftlich zu reflektieren. Die OrganisatorInnen Birgit Johler, Magdalena Puchberger und Konrad Kuhn (Sabine Eggmann musste leider kurzfristig absagen) nahmen die diversen Schweiz-Bilder – die Schweiz als neutrales Land und von Winston Churchill als Urdemokratie bezeichnet – zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen, um die Prädestination der (neutralen) Schweizer Volkskunde als Vorbild für die

Formierung und Konzeption des fachlichen Wissens in Österreich und Deutschland nach 1945 zu belegen. Richard Weiss und sein Werk „Volkskunde der Schweiz“ von 1946 war in den NS-korruptierten Ländern Maßstab für eine Neuausrichtung und -konzeption des Faches sowohl in methodischer als auch in epistemologischer Hinsicht.

In seinem Grußwort erläuterte Direktor Matthias Beitz die wechselvolle Geschichte des Tagungsorts und seine künftige Rolle innerhalb der Wiener Museumslandschaft als (politischem) Ort für transparente, mutige und moderne Inszenierungspraxen.

Im Eröffnungsvortrag *Internationalisierungsprozesse in der Volkskunde /Europäischen Ethnologie nach 1945 – Bedeutungen, Chancen, Grenzen* näherte sich Anita Bagus (Jena) dem komplexen Desiderat der internationalen Fachgeschichtsschreibung mit einem speziell deutsch-deutschen Blick während der Ära des Kalten Krieges. Sie zeichnete die Entwicklung diverser Fachverbände (CIAP, SIEF, IUAES und ISFNR) nach und zeigte, wie AkteurInnen als Mitglieder sowohl einer nationalen als auch einer internationalen Scientific Community jeweils unterschiedliche Strategien und Ziele verfolgten, die eine vertrauensvolle internationale Zusammenarbeit oftmals erschwerten. Mit der Dekonstruktion des Aufbaus der Mitgliederstruktur und der Frage nach Kräfteverhältnissen und Machtstrukturen, die inhaltliche Standards festlegen, machte Anita Bagus deutlich, wie stark der Grad der Internationalisierung von einzelnen Persönlichkeiten und deren individuellen (Forschungs) Interessen abhängt.

Helmut Groschwitz (Berlin) eröffnete das erste Panel *Volkskundliche Großprojekte zwischen Nationalisierung und Internationalisierung* mit einem Vortrag zu *Neukartierungen der Kultur*, in welchem er der Rolle der Atlasprojekte bei der Re-Formierung der Volkskunde nach dem Zweiten Weltkrieg nachging. Er erläuterte die Entwicklungslinien am Beispiel des viel diskutierten und rezipierten Großprojekts *Atlas der deutschen Volkskunde* und ging auf die schwelenden Konflikte zwischen angewandter und wissenschaftlicher Volkskunde ein. Groschwitz zeigte auf, wie große Diskrepanzen und Uneinigkeit hinsichtlich einer inhaltlichen und methodischen Neuausrichtung sowie das Festhalten an überholten Konzepten der Kulturräumforschung eine erfolgreiche Fortschreibung des Projekts verhinderten.

Benno Furrer (Zug) stellte das Langzeit- und Großprojekt *Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz* vor, das 1948 von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde initiiert wurde und 2018/19 mit der letzten von insgesamt 38 Publikationen abgeschlossen sein wird. In den

ersten Jahren lag der Forschungsschwerpunkt auf Brauch-, Handwerks- und Dialektforschung und weniger auf der Hausforschung. Inzwischen haben sich neue Perspektiven und Schwerpunkte wie etwa die Bau- und Besitzergeschichte sowie wirtschafts- und sozialhistorische Fragestellungen entwickelt. Desiderate sind Konzepte für die Inwertsetzung national und europäisch bedeutender Bauernhäuser oder die Auswertung von Privatarchive zum bäuerlichen Alltag. Furrer ging außerdem auf die Ambivalenz zwischen Bauernhausforschung, Denkmal- und Heimatschutz und die damit einhergehende Problematik bei der Feldforschung und Dokumentation ein.

Jiri Woitsch (Prag) erläuterte in seinem Vortrag *Comparative study of material culture in 1960s – an important chapter in the history of ethnology in Europe* Forschungsansätze zur materiellen Kultur in den 1950er und 1960er-Jahren in Zentral- und Osteuropa. In diversen Kooperationsprojekten entwickelten sich personenbezogene, internationale Netzwerke, die aber – teils aus politischen, teils aus fachspezifischen Gründen – nur einen limitierten Einfluss auf die langfristige theoretisch-methodische Entwicklung der Europäischen Ethnologie ausüben konnten.

Im Abendvortrag mit dem Titel *Kultur und Quellenforschung in der westdeutschen Volkskunde nach 1945* nahm *Elisabeth Timm* (Münster) in faszinierender Weise eine Neueinordnung der Ansätze der Münchner Schule um Hans Moser und der Münsteraner Schule um Bruno Schier vor. Basierend auf bisher unbearbeitetem Quellenmaterial führte sie aus, wie Moser und Schier völlig unterschiedliche Wissensansätze repräsentierten und doch eine Gemeinsamkeit aufwiesen, nämlich die, dass sie beide Mitte des 20. Jahrhunderts ihre Positionen veränderten. Bei beiden sind Umstellung und Verschiebung als Strategie zu sehen. Moser kooperierte dabei eng mit den staatlichen Stellen in München, wurde aber wie der Großteil des Faches aus einer breiten anthropologischen Diskussion ausgeschlossen. Von Bruno Schier präsentierte Timm ein Vorlesungsmanuscript, das dieser im Laufe der Jahre überarbeitete und an dem sich die Veränderungen zwischen 1934 und bis nach 1950 buchstäblich nachvollziehen lassen. Timm stellte die Frage nach Wissen und Nichtwissen und nach einem methodischen Zugang zur Analyse der „menschlichen Träume“ hinter Schiers Konzept zu einer völkischen Wissenschaft.

Am Freitagvormittag reflektierte *Herbert Nikitsch* (Wien) im ersten Vortrag des Panels *Das Eigene in Relation: Beziehungen und Bezüge zu Europa* die Rezensionspraxis in der Österreichischen Volkskunde nach 1945 und stellte dar, welche Bedeutung die Rezensionspraxen für die Lenkung

disziplinärer Entwicklung hat. Am Beispiel von Leopold Schmidt, der den Rezensionsteil der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde verantwortete und rigoros nach seinem Sinne ausrichtete, zeigte Nikitsch auf, welches Machtpotenzial sich hinter dem Rezensionswesen verbirgt, welche Rolle persönliche Befangenheiten, Sympathien und Antipathien spielen, und dass letztendlich eine Rezension häufig mehr über den Rezensenten und seine wissenschaftspolitischen Intentionen aussagt als über das besprochene Werk. In der anschließenden Diskussion wurde die Frage nach einer Analyse des Rezensionnetzwerks und der Governance aufgeworfen.

Helmut Eberhart (Graz) zeichnete am Fallbeispiel der Etablierung des Sternsingers durch die Wiener Familie Pollheimer ab 1950 nach, wie unterschiedlich österreichische FachvertreterInnen auf die (Wieder)Einführung dieses Brauches reagierten. Entlang der Entwicklungslinien machte er den Konflikt zwischen angewandter Volkskunde und analytischer Kulturwissenschaft deutlich sichtbar. Mit der Nähe zu den einflussreichen Akteuren der Heimatpflege hatten angewandte Volkskundler um Viktor Geramb zunächst stärkeren Einfluss auf die Entwicklung der österreichischen Volkskunde, jedoch waren die Thesen analytischer Kulturwissenschaftler, etwa die eines Leopold Schmidt, nachhaltiger und setzten sich im wissenschaftlichen Umfeld langfristig durch.

Die Entwicklung der slowenischen Volkskunde hin zur Europäischen Ethnologie zeichnete *Ingrid Slavec Gradišnik* (Ljubljana) mit ihrer Präsentation „*Slovenia is Europe in miniature*“: *Slovenian Volkskunde on the Way to European Ethnology* nach. Dabei betonte sie zentrale Veränderungen in den theoretischen und methodischen Forschungsansätzen, die prototypisch waren für die Transformation der wissenschaftlichen Untersuchung nationaler Volkskultur hin zur Europäischen Ethnologie in der europäischen Nachkriegsphase. Dabei folgte die Debatte in der slowenischen Volkskunde nicht dem ideologisch-adäquaten sowjetischen Wissenschaftsverständnis, sondern orientierte sich in dieser Phase der Neuordnung und Neuverortung am Diskurs wissenschaftlicher Netzwerke etwa in Österreich und der Schweiz.

Das dritte Panel *Forschung im Übergang: Gebiete und Systeme* eröffnete *Marleen Metslaid* (Tartu) mit einem Beitrag zur estnischen Ethnologie in Sowjet-Estland und im schwedischen Exil nach dem Zweiten Weltkrieg. Dabei betonte sie die spezielle Wirkung der Situation im Exil bzw. unter sowjetischer Herrschaft, die veränderten politischen und kulturellen

Kontexte, die zu einer besonderen Wertschätzung der estnischen *folk culture* als zentralem Element des Nationalgefühls führten und sich in den theoretisch-methodologischen Ansätzen der estnischen WissenschaftlerInnen widerspiegelte. Zudem beförderte die Nichtexistenz eines estnischen Nationalstaates früh die Entstehung transnationaler Netzwerke. In den 1990er Jahren fiel die alte estnische Ethnographie einem Generationenkonflikt zum Opfer und in der wissenschaftlichen Volkskunde wurden finnische und deutsche Ansätze implementiert, die sich primär phänomenologischen Themen und *lifestyle research* zuwandten.

Christian Marchetti (Tübingen) sprach zu *Marginalität und Kontinuität – deutschsprachige Volkskundler in und aus Südosteuropa nach 1945* und konzentrierte sich dabei auf AkteureInnen und Institutionen, die den lokalen deutschsprachigen Volkskundler im Raum des ehemaligen Königreichs Ungarn zuzurechnen sind. Diese sahen sich nach 1945 unterschiedlichen Umbruchslagen ausgesetzt, entweder nach Flucht und Vertreibung in einem neuen Land oder im Fall des Bleibens in einem neuen totalitären System. Marchetti beschrieb, wie dabei volkskundliche Wissensbestände in unterschiedlicher Weise aktualisiert und kapitalisiert wurden.

In der Mittagspause präsentierten Hamburger Studierende in einer Posterausstellung erste Ergebnisse ihres Forschungsprojekts zu Walter Hävernick und der Hamburger Volkskunde zwischen Universität und Museum. Die einzelnen Poster widmeten sich unterschiedlichen Facetten, die den Themen entsprechend durch originelle und anregende Umsetzungen unterstrichen wurden.

Das Panel IV *Wissen und Wirkung: Materialitäten und Praktiken* wurde mit einem Vortrag zur Wissensgeschichte der Brauchtumsforschung in der frühen DDR von *Cornelia Kühn* (Berlin) und *Franka Schneider* (Berlin) eröffnet. Die Referentinnen erläuterten, wie im Spannungsfeld der politischen Einflussnahme auf die wissenschaftliche Ausrichtung der Volkskunde in der DDR, deren Kulturpolitik durch die marxistische Interpretation einen Gegenpol zur BRD darzustellen hatte, unbequeme Teile der Fachgeschichte durch Vermeiden von Fachtermini – wie etwa Sitte und Brauch – sowie durch Entfernen und Zerschneiden fotografischen Archivmaterials eliminiert wurden. Am Beispiel der Eingriffe in das Archivmaterial zeigten sie, dass diese intendiert waren und keine zufällige Tätigkeit, und warfen die Frage auf, wie materielle Hinterlassenschaften ins Verhältnis zu Forschungsprogrammatiken zu setzen sind.

Reinhard Bodner (Innsbruck) analysierte die vielschichtige und einflussreiche Rolle Gertrud Pesendorfers und ihres Hauptwerkes *Lebendige Tracht in Tirol* während der NS-Zeit und in den Nachkriegsjahren und stellte zur Diskussion, ob nicht eine kommentierte Edition des Werkes als Beitrag zu einer kritischen (europäischen) Heimatkunde ein Fortschritt wäre, anstatt das Buch unter Verschluss zu halten. Schließlich wurden Pesendorfers Ansätze durchaus auch in der Schweiz und in Deutschland zur Kenntnis genommen und rezipiert.

Sabine Kienitz (Hamburg) eröffnete den Samstagvormittag und das Panel *Disziplinierte Beobachtungen: Personen und Institutionen* mit der Präsentation des fachhistorischen und biografischen Projekts *Die Gegenwart als Gegenwart. Walter Hävernicks und die Deutsche Altertums- und Volkskunde in Hamburg*. Am Beispiel der Biografie Hävernicks lassen sich die Verflechtungen von gesellschaftlicher Veränderungsprozessen, persönlichen Dispositionen und wissenschafts- und fachpolitischen Gemengelagen deuten und analysieren.

Christine Burckhardt-Seebass (Basel) stellte in ihrem Vortrag *Avanti! Robert Wildhaber, ein Europäer in der Epoche des Kalten Krieges* die transnationalen Aktivitäten von Robert Wildhaber, einem mutigen und ambitionierten Quereinsteiger in die akademische Volkskunde, vor, den sie als großartigen Organisator, Praktiker ohne Berührungsängste und asketisch arbeitenden Wissenschaftler bezeichnete. Trotz skeptischer Beobachtung seiner Kontakte nach Osteuropa gelang es ihm, aussagekräftige Exponate aus Osteuropa in die Schweiz zu bringen, Ausstellungen zu kuratieren und den akademischen Austausch zu befördern.

Michael J. Greger (Salzburg) beschäftigte sich in seinem Vortrag mit Viktor Geramb und Richard Wolfram und deren Bemühungen, mit unterschiedlichen Vernetzungs- und Kollaborationsstrategien Zugang zu den akademischen Netzwerken der Schweiz und insbesondere zu Richard Weiss zu bekommen. Für beide war die Schweiz in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ein Sehnsuchtsort, an den sie reisen, wo sie recherchieren und publizieren wollten.

Eine (vielleicht) andere Geschichte des Volkskundlichen Seminars der Universität Zürich (1967–1983) versuchten *Meret Fehlmann* (Zürich) und *Mischa Galatti* (Zürich) in ihrem Vortrag und konzentrierten sich auf die (häufig prekäre) Situation des Mittelbaus im „Erdgeschoss der Kultur“ – wo Arnold Niederer im imaginären Haus der Kultur die Volkskunde verortete. Die ReferentInnen beschrieben, wie laufbahnrechtliche Verordnungen und vorgetragene Argumente der Demokratisierung

der Lehre in der Schweiz dazu führten, Geschlechterungerechtigkeit zu zementieren und Hierarchien in der Lehre zu festigen. So übernahm etwa der Mittelbau den überwiegenden Teil der Lehrverpflichtung, und während Frauen für die Einführungsveranstaltungen zuständig waren, blieb das Hauptstudium eine Männerdomäne.

In den abschließenden Tagungskommentaren hob *Leonore Scholze-Irrlitz* (Berlin) hervor, wie eindrücklich ihr die Tagung die vielfältigen, vor allem thematisch und persönlich konfigurierten internationalen Netzwerke in der Nachkriegszeit bewusst gemacht bzw. vor Augen geführt hat. Es wurde ihr deutlich, wie stark diese als Ressourcen genutzt wurden, wofür ein Wissensbegriff nach Fredrik Barth künftig eine sinnvolle heuristische Kategorie sein könnte. Sie schloss sich der Einschätzung Christian Marchettis an, dass es nun an der Zeit sei, so manche standortgebundenen „geschliffenen Eitelkeiten“, die mitunter Blindheit gegenüber diesen fachhistorischen Bezügen geführt hätten, hinter sich zu lassen.

Friedemann Schmoll (Jena) regte an, stärker als bisher das Augenmerk auf eine „gemeinsame internationale Fachgeschichte“ jenseits „enger nationaler disziplinärer Käfige“ zu legen. Um diese schreiben zu können, müssten verstärkt die jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen thematisiert werden, die den offenbar immer wieder vorhandenen Wunsch nach internationaler Zusammenarbeit zwar begrenzen und einschränken, aber nicht völlig blockieren konnten.

Sophie Elpers (Amsterdam) warf in ihrem Kommentar schließlich die Frage nach der je nationalen Rezeption internationaler Arbeiten auf und plädierte somit für einen differenzierten Internationalitätsbegriff. Welche Formen von Internationalität gab und gibt es und welche Aspekte, etwa den volkskundlichen Braindrain, sind noch nicht breit ausgeleuchtet? Elpers erinnerte in diesem Zusammenhang an Rudolf Braun, der zunächst den Verbleib im englischsprachigen Ausland einer etwaigen Weiss-Nachfolge in Zürich vorzog.

Die Ergebnisse der Tagung werden in einem Tagungsband erscheinen.

Margaretha Schweiger-Wilhelm

Wolfgang Slapansky (1959–2017)

Es sei gestattet, an den Anfang eine persönliche Erinnerung zu stellen. 1991, im 94. Jahrgang der Gesamtserie der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, durfte ich – als Student – erstmals für diese Zeitschrift schreiben. Es handelte sich zwar nur um einen Beitrag für den Rezensionsteil, aber es war mein allererster überhaupt, und als Ungeübter war ich dankbar für diese Möglichkeit. Es war nicht die damalige Redaktion der Zeitschrift, die mich dazu einlud, sondern Wolfgang Slapansky, der meinte, wir könnten doch gemeinsam „Stadtportraits. Stadtkultur im Sechserpack“ besprechen. Es handelte sich dabei nicht um ein Buch, sondern um 24 Audiokassetten, in denen ebenso viele Sendungen der Ö1-Reihe *Diagonal* versammelt waren. Portraits von 24 verschiedenen Städten, die im Laufe der Jahre davor gesendet worden waren. Warum er damals mich dazu eingeladen hat, die Rezension mit ihm gemeinsam zu schreiben, weiß ich nicht mehr. Er hätte das alleine mindestens so gut gekonnt. „Stadt“, das war eindeutig sein Thema. Aber ich habe mich darüber gefreut. Wir haben uns die Aufgabe dergestalt geteilt, dass ein jeder zwölf Porträts übernommen hat.

Von dieser kleinen Episode erzähle ich deswegen, weil sie den Rahmen absteckt, in den sich dieser Nachruf auf Wolfgang Slapansky einfügt: zum einen sein liebstes Forschungsfeld, die Stadt, zum anderen sein späterer und langjähriger Arbeitgeber, der ORF beziehungsweise dessen Radiosender Ö1, mit *Diagonal*, jener Reihe, die für ihn das Maß für guten Radiojournalismus war, und schließlich das Organ, in dem hier seiner gedacht wird, die ÖZV.

Wolfgang Slapansky wurde am 25. September 1959 in Wien geboren. Sein ganzes Leben verbrachte er im 10. Gemeindebezirk der Stadt – in „seinem“ Favoriten. Er studierte Volkskunde an der Universität Wien – vor allem, weil es dort damals eine „Arbeitervolkskunde“ gab – und promovierte 1991 mit einer Kulturgeschichte über den „Böhmischen Prater“, eine urbane Vergnügungsstätte für die Arbeiterschaft, die sich am Ende des 19. Jahrhundert im Süden Wiens etabliert hatte. Die Dissertation wurde unter dem Titel *Das kleine Vergnügen an der Peripherie* veröffentlicht. Slapansky beschreibt da eine Freizeitkultur zwischen Kettenkarussell, Drehorgel und Kasperltheater und die Geschichten der Schaustellerfamilien, die diese betrieben haben und noch betreiben. Das Buch lässt bei aller methodischen Sorgfalt des Kulturwissenschaftlers die

innige Vertrautheit spüren, mit der der Autor den Ort und das Phänomen erfasst hat. „Fast schon zärtlich nähert sich der Favoritner Wolfgang Slapansky der Seele des Arbeiterbezirks Favoriten, dem hoch oben am Laaer Berg gelegenen Böhmischem Prater an“, hat damals der Rezensent der Tageszeitung *Der Standard* befunden.

In diesen Jahren legte Wolfgang Slapansky eine Reihe weiterer Publikationen zu stadtspezifischen Themen vor. *Das kleine Vergnügen an der Peripherie* sollte aber seine bedeutendste und dauerhaft wirksam bleiben. Denn just in deren Erscheinungsjahr wechselte er auch aus der Rolle des kulturwissenschaftlichen Forschers in jene des Gestalters von Hörfunksendungen im Österreichischen Rundfunk. Er arbeitete zunächst bei Radio Wien, bald aber und bis zuletzt bei Ö1 und dort in den Abteilungen „Religion“ und „Wissenschaft“.

Die Religion als Thema der Auseinandersetzung war Neuland für ihn, in seiner wissenschaftlichen Arbeit hatte es nie eine herausragende Rolle gespielt. Wahrscheinlich gerade deswegen vermögen die Sendungen, die er in den vergangenen 25 Jahren zu Religions-Themen gestaltet hat, seine Qualitäten in der Erarbeitung und im Aufbau einer Reportage zu zeigen. Wolfgang Slapansky verstand es, die geeigneten Interviewpartner zu einem Thema auszuwählen, und eine Geschichte aufzubauen, die für die Hörerinnen und Hörer gleichermaßen spannend wie gewinnbringend war. Er legte diesen Sendungen seine ihm eigene Toleranz und Unaufgeregtheit zugrunde, eine Haltung, die sehr wohltuend gerade für das Thema „Religion“ gewesen ist.

Neben den Beiträgen für Kern-Sendereihen der Abteilung Religion (zum Beispiel *Logos*, *Religion aktuell*, *Erfüllte Zeit*), entstand über die Jahre eine Vielzahl von Hörfunkbeiträgen zu ganz unterschiedlichen Sendungen und Formaten von Ö1, unter anderem für die *Journale*, *Dimensionen*, das *Salzburger Nachtstudio* oder Feiertags-Spezialsendungen. Allen seinen Hörfunkbeiträgen gemeinsam war, dass sie von jenem Fachverständnis geprägt waren, zu dem seine kulturwissenschaftlich-volkskundliche Ausbildung den Grundstein gelegt hatte. Insofern war Wolfgang Slapansky über all die Jahre ein sehr wichtiger Vermittler der Inhalte von Volkskunde/Europäische Kulturwissenschaft. Aufgrund seiner Arbeit erhielten diese eine Breitenwirkung, die kaum überschätzt werden kann. Sehr direkt spürbar wurde das in den Sendungen, die er mit konsequenter Regelmäßigkeit zu den Österreichischen Volkskundetagungen gestaltete. Eine jede dieser wichtigen Fachveranstaltungen, die in der jüngeren Vergangenheit stattgefunden hat, wurde in einer

halbstündigen *Dimensionen*-Sendung von Wolfgang Slapansky zusammengefasst präsentiert. Ebenso hat er immer wieder über Ausstellungen berichtet, die beispielsweise im Volkskundemuseum in Graz, im Volkskunstmuseum Innsbruck oder im Volkskundemuseum Wien gezeigt worden sind. In dieser breitenwirksam vermittelnden Rolle wird er dem Fach wohl besonders fehlen.

Abgehen wird er auch dem Studienfach Europäische Ethnologie. In der Eigenschaft des Lektors hat er einer Vielzahl von Studentinnen und Studenten vor allem die Vermittlung kulturwissenschaftlicher Inhalte in der medialen Öffentlichkeit nahegebracht. Er war eine von wahrscheinlich ganz wenigen Personen, die an den Universitätsinstituten sowohl von Graz, als auch von Innsbruck und Wien unterrichtet hat. Die Nachwirkung aus dieser Tätigkeit kann im Gegensatz zur schriftstellerischen und hörfunkredaktionellen nur ganz schwer eingeschätzt werden, aber es ist auffällig, dass unter den Fachvertreterinnen und -vertretern immer wieder davon die Rede ist, dass sowohl seine Lektoren- als auch seine frühere Tutorentätigkeit und nicht zuletzt seine seinerzeitige Präsenz als Kommilitone von sehr vielen und immer wieder als sehr gewinnbringend empfunden worden ist. So sind es wohl nicht so sehr „große Meilensteine“, die Wolfgang Slapansky gesetzt hat und die ihn zu einer wichtigen Persönlichkeit des Faches machen, sondern ein stetes lebenswürdiges und bescheidenes Wirken, das gleichwohl von profundem kulturwissenschaftlichen Wissen begleitet war. Und hinter alledem – das mag ihm ein wenig unterstellt sein – stand eine optimistische und philanthropische Weltsicht, die womöglich seine Arbeit angetrieben hat.

In diesem Sinne möchte ich auch an den Schluss dieses Nachrufs eine persönliche Erinnerung zu stellen: Es war vor etwa 20 Jahren, in einem recht billigen Café, in dem man sehr spät in der Nacht noch etwas zu trinken bekommen hat. Wolfgang und ich diskutierten wahrscheinlich gerade über die „Notwendigkeit“, den Namen unseres Faches von „Volkskunde“ in „Kulturwissenschaft“ abzuändern; vielleicht auch nur über die gesellschaftliche Bedeutung der englischen Rockband *The Kinks*, die er zeitlebens hoch schätzte. Auf einmal nahm ich in seinem Rücken, weiter hinten im Lokal, eine Auseinandersetzung wahr. Aus offenkundig xenophoben Motiven wurden zwei Männer gegenüber einem dritten handgreiflich. Ich hätte in diesem Augenblick nicht den Mut gehabt, irgendetwas zu unternehmen und machte lediglich Wolfgang auf das Geschehen aufmerksam. Er drehte sich um und beinahe im selben Moment sprang er auf, eilte hinzu und trat dazwischen. Forsch und ohne

jede Rücksichtnahme auf sich selbst gelang es ihm, die Situation zu beruhigen. Aus heutiger Sicht kann ich die Gefahr, in die er sich da begeben hat, nicht mehr einschätzen. Aber er hat – sehr selbstverständlich – eine Zivilcourage gezeigt, für die ich selbst zu feige gewesen bin und die mir lebenslange Hochachtung abgerungen hat.

Bleibt nur noch zu erwähnen, dass sich die Episode im 10. Wiener Gemeindebezirk, in „seinem“ Favoriten, zugetragen hat. Wo sonst, mag man fragen.

Wolfgang Slapansky ist am 30. August 2017 gestorben.

Christian Stadelmann

